Nr. 22. Jahrgang VI. Berlin, 28. Mai 1897.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,50. * Ausland Mk. 3,00.
Zu beziehen durch sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen.
Post-Zeitungsliste Nr. 110.

Insertionspreis:
pro viergespaltene Petit-Zeile 25 Pfg.
Inserat-Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen,
sowie die Expedition Berlin W., Blumenthalstr. 17 entgegen.

Köpenicker Waschanstalt
von **Julius Selchow**
Carlstr. 8. **Köpenick.** Carlstr. 8
Lieferung jeden Sonnabend.

Handschuhe. Bill. Bezugsquelle f. **Glacé-, Wasch-, Wildleder- u. Stoffhandschuhe**, auch en detail. **O. Misch**, Berlin, Spandauer Brücke 1b 1 Tr.



ORNATE
für
Rabbiner,
Prediger,
Cantoren,
Richter und
Rechtsanwälte etc.
liefert in allen Preis-Lagen zu soliden und festen Preisen
G. Herbert,
BERLIN SW.,
5. Alte Jakobstr. 5.
Tel.-Anschl. A. IV No 1255.
Gegründet 1826.

כשר
C. Wittners
כשר **Restaurant** כשר
Neue Schönhauser Str. 10
Ecke Rosenthaler Str.
Speisen à la carte zu kleinen Preisen.
ff. Biere vom Fass.

1000 Couverts mit Firma 1,80, andere Drucksachen billig, Preisliste gratis. **J. Badrian**, J. 25. Berlin C.

Photographisches Atelier
H. Zeidler
BERLIN S.W.,
6. Jerusalemerstr. 6.

Adressen
aller Berufszweige und Länder liefert unter Garantie geschrieben auf Couverts, Klebestreifen oder in Registerform.
Vergütung unbestellbarer Adressen. Preislisten gratis u. franko.
August Brode,
Berlin, Alexanderstr. 20a.

Adressen
aller Stände und Branchen aus allen Weltteilen liefert unter Garantie
Adolf Schustermann
Adressen-Verlag
Berlin O., Blumenstr. 80/81.
Kataloge gratis und franko.

R. P. Bernhard jun.,
Gr. Frankfurter Str. 63, II.
Früh. langj. Assistent d. Herrn H. Conrad u. seines Nachf.
Sprechst. für **Zahnoperationen** 8—7, Sonnt. 8—2.

Verzweifle nicht!
kann Allen zugerufen werden, welche an **Gicht, Rheumatismus**, an Krankheiten des **Magens** und des **Darmes**, der **Blase, Galle** und der **Nieren** leiden.
Unsere ärztlich empfohlene
Heisstrockenluft-Behandlung
hat sich auch bei allen **frischen** und **chronischen** Krankheiten der **Männer** und **Frauen**, bei **Nerven-** und **Hautleiden**, allen Folgen **schlechter Blutmischung** bewährt.
Wer **gesund werden**, wer **gesund bleiben** will, findet in unseren Heilfaktoren **d. Heisstrockenluft-Behandlung** (D. R. P. 81179 und O. G. R 597 47/48), **d. Wasserheilabteilung**, modern eingerichtet, **d. Massageanstalt d. Inhalatorium** für Atmungs- und Brustorgane, **d. Abteil. f. medic. Bäder** (Specialität: Moorsalz-, Moorlauge- und Jodsalzbäder) alles, was die moderne Hydrotherapie und d. physikal. Behandlungsweisen bieten können.
Herren- und Damenabteilung. **Geöffnet von 8—8.**
(am Hackeschen Markt. Bahnhof Börse.) ***„Timarianum"*** **Gr. Hamburger Str. 20.**

Israelitischer Jugendfreund
Zeitschrift zur Unterhaltung u. Belehrung für Kinder jüdisch. Glaubens.
Herausg. E. Flanter. Vierteljährl. 1,— Mk.
Zu bezieh. durch jed. Postamt (Liste Nr. 3524), jed. Buchhdl. sow. d. die **Expedition Berlin N. 37.** **Probehefte gratis.**

Israelitische Heil- und Pflege-Anstalt
für Nerven- und Gemütskranke
zu Sayn bei Coblenz a. Rhein
Bestand seit 1869.
Gesonderte Abteilungen für 150 Kranke beider Geschlechter.
Prospekte durch die Unterzeichneten:
W. Jacoby. **Dr. Behrendt.** **Dr. Rosenthal.**

Chronszcz's System!
Deutsche Schneiderakademie Rothes Schloss I.
Original-Weltschnitt, einzig prämiirt, **erster Preis** und **goldene Medaille.** Leicht fasslich und unübertroffen. Für Damen und Herren.

Empfehlenswerte Hotels und Restaurants
mit ritueller Verpflegung.
Beuthen, O.-Schl., Hotel weißer Adler (Bes. S. Beuthner).
— Hotel garni. (Bes. Schlesinger) Poststr. 2.
Braunschweig, Rest. Bernhardt, Friedrich-Wilhelm-Platz 5.
Bremen, Hotel Levy, Bahnhofstr. 11.
Colberg, Hotel und Pension Zadikow, Nikolaikirchplatz 3.
Elberfeld, Hotel Central (Bes. J. Kirschbaum).
Gunzenhausen, Restaurant D. Strauß.
Hamburg, Hotel Hirschel, Wexstr. 23.
Kattowitz, Restaurant Kauffmann, Sedanstr.
Leipzig, Restaurant Chmielnitzky, Ritterstr. 25 II.
Bad Lippspringe, Pension M. Meyer.
Meran, Restaurant M. Beer, Habsburgerstr. 40.
Mülhausen, Elsaß, Hotel Bloch, Schulgasse 2.
Nauheim, Rest. Gebr. Rosenthal, Hauptstr.
Norderney, Hotel Falk (Bes. Hoffmann).
Strasburg, Wp., Hot. deutsches Haus, Mazurenstr.
Thorn, Restaurant Jacob Schachtel, Schillerstr. 20.
Wiesbaden, Hotel Kronprinz.
Die Bedingungen für die Aufnahme in diese Rubrik teilt unsere Expedition (Berlin W. 57) mit.

„Theehalle." Altrenommiertes Schachlokal Berlin C., Oranienburgerstr. 5, nahe Hackescher Markt.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.
Koch- und Wirtschaftsbuch für jüdische Hausfrauen.
Herausgegeben von
Flora Wolff, geb. Pfeffer.
Anhang:
Belehrung über Wäsche, Damen-Toilette, Gesundheits-Lexikon.
Ausgabe A für junge Mädchen **3,50 M.**
Ausgabe B f. verheirat. Damen **3,50 M.**

Wwe. Lauter's
כשר **Privat-Mittagstisch** כשר
Gontardstr. 3, I Treppe.

Cacao, Schokolade, Honigkuchen und Confituren
eigener Fabrik
zu denkbar billigsten Preisen.
G. Cyliax
Fabrik u. Hauptlager: Dresdenerstr. 24.
Filialen: Kommandantenstr. 67, Friedrichstr. 227, Königstr. 12, Neue Rosstr. 20, Friedrichstr. 115.
Prämiirt Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896.

ספרים מחזורים טליתים (Talasse in Wolle und Seide) Silbertressen תפלין u. מזוזות empfiehlt H. Engel's Buchhdlg. Berlin C., Klosterstr. 10.

Büchereinbände
sowie
alle vorkommenden Arbeiten
liefert die **Dampfbuchbinderei** von
M. Grün
Lützow-Strasse 87.

Ohne שעטנז **Anfertigung eleganter Mass-Sachen.**
J. Lindenbaum, Schneidermstr., Berlin C., Dragonerstr. 43.

Verlag Siegfried Cronbach, Berlin.
Dr. M. Kayserling,
Christoph Columbus und der Anteil der Juden an den spanischen u. portugiesischen Entdeckungen.
Broschiert 3.— Mk.

Nr. 22. Jahrgang VI. **Allgemeine** Berlin, 28. Mai 1897.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. ✱ Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk 2,50,
alle anderen Länder **Mk. 3.—**
Post-Zeitungsliste Nr. 110.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag in der Regel 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1897 Nr. 110) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die reinliche Scheidung.

Von neukonservativer Seite wird uns geschrieben:

In den letzten Tagen des vorigen Jahres waren in dem Sitzungssaale des Repräsentantenkollegiums der hiesigen jüdischen Gemeinde mehrere Rabbiner zu einer geheimen Sitzung versammelt. Schon die Geheimthuerei war geeignet, in weiten Kreisen Mißtrauen über die Ziele der Rabbinerversammlung hervorzurufen. Was haben Rabbiner, die mit vereinten Kräften entweder ihre eigenen berechtigten Standesinteressen wahrnehmen oder auf die Hebung des religiösen Bewußtseins unter den deutschen Juden bedacht sein wollen, zu verbergen? Bald darauf wurde die überraschende, kaum glaubliche Mitteilung gemacht, daß es sich in jener Versammlung um nichts geringeres gehandelt, alt sämtliche deutsche Rabbiner geistig in eine Uniform zu stecken. Ein Rabbinerverband sei ins Leben gerufen worden, in dem neben „Kollegen" Maybaum „Kollege" Hildesheimer, der greise Rabbiner der orthodoxen Separatgemeinde zu Berlin, sitzen soll. Man würde gegen die Wahrheit verstoßen, wollte man in Abrede stellen, daß diese Mitteilung eine unangenehme Ueberraschung für alle diejenigen war, die im Judentum und in dem Gemeindeleben etwas mehr als die Amusements eines faden Vereinsabends suchen. Also dahin hat bereits die Verwässerung des Judentums geführt, daß Hildesheimer und Maybaum zusammen einen Verein „gründen" und sich gegenseitig als „Kollegen" begrüßen?

Man braucht nicht gerade ein begeisterter Verehrer des greisen Dr. Hildesheimer zu sein, um den geschilderten Vorgang recht bedauerlich zu finden. Immer vertrat Rabbiner Dr. J. Hildesheimer Jahrzehnte hindurch das Prinzip des orthodoxen Judentums, für das er allezeit thatkräftig und zielbewußt eingetreten ist. Mag man nun über seine Thätigkeit denken, wie man will, immerhin wird man sie als den Inhalt eines thatenreichen und nicht verdienstlosen Lebens bezeichnen müssen. Alle Welt weiß jedoch, daß der alte Herr, der der Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres nicht allzufern steht, geistig nicht mehr ganz frisch ist, was bei einem solchen hohen Alter recht begreiflich erscheint. Die nähere Umgebung des Herrn Dr. J. Hildesheimer hätte schon aus Achtung vor seiner Stellung im Judentum und vor seiner ehrenvollen Vergangenheit ihn nicht zu diesem Schritte bewegen dürfen, der so recht im Widerspruch zu allem steht, was er Jahrzehnte hindurch gesprochen und vertreten hat. Gewiß, wir in Berlin, die wir die innere Geschichte aller jener Koulissenschieberei kennen, wissen ganz genau, daß der greise Herr im patriarchalischen Alter nicht mehr selbst all sein Thun und Lassen zu bestimmen vermag, daß vielmehr der eigentliche Koulissenschieber ein „führender" Mann aus seiner nächsten Umgebung ist, dem für die „verdienstvolle" Schnorrthätigkeit das Gipsstraßen-Makedonien zu klein ist und daher gern mit der Hauptgemeinde und selbst mit der Reformgemeinde techtelmechtelt, dieweil dort für gedachte Thätigkeit ein „lohnenderes" Feld vorhanden. Aber wir wiederholen es nochmals, aus Achtung vor dem greisen Manne und vor dem rechtgläubigen Judentume hätte die Exploitation seines klangvollen Namens füglich unterbleiben müssen.

Nun, zu Ehren der orthodoxen Sache, der man, sofern sie als ehrliche Ueberzeugung und nicht als Familienfideikommis behandelt wird, aufrichtige Sympathie nicht versagen kann, zu Ehren dieser Orthodoxie sei es gesagt, daß sie energisch genug gegen das demütigende Olmütz der konservativen Sache protestiert und das feine Gewebe, Marke Maybaum-Hildesheimer, unter welcher Firma wir uns gewiß nicht den alten

Herrn denken, mit kräftiger Hand zerrissen hat. Es giebt noch konservative Rabbiner in Deutschland, deren Charakterfestigkeit höher gilt als alle diplomatischen Künste. Namentlich Herr Oberrabbiner Hirsch in Hamburg hat ein entschiedenes Wort gegen das unnatürliche Bündnis gesprochen, vor dem alle Weltmachtpläne des Duumvirats Maybaum-Hildesheimer (abermals ist nicht der alte Herr darunter gemeint) wie Seifenblasen platzten. Rabbi Pompejus und Redakteur Cäsar werden nicht Universalherrschaft über die Judenheit unter sich teilen dürfen.

Im Interesse des liberalen Judentums müssen wir es jedoch aufrichtig bedauern, daß von dieser Seite kein energischer Protest gegen jenes Bündnis erfolgt ist, daß man es von dieser Seite, wenn auch nur stillschweigend, geduldet, daß Rabbiner Maybaum sich angemaßt, im Namen sämtlicher freisinnigen Rabbiner den Frieden mit dem Gipsstraßen-Alexander zu schließen, der die ganze Judenheit, zum mindesten aber die in Deutschland, als Operationsfeld für seine verdienstvolle Thätigkeit braucht. Diesmal hat sich die orthodoxe Richtung viel charaktervoller und thatkräftiger benommen; dem religiösen Froschmoluskentum, das dem neugeschaffenen Verbande Pate gestanden, aus den Reihen wenigstens unsrer geistlichen Führer verdrängt. Sie hat eine reinliche Scheidung herbeigeführt, — ein Epitheton, das wir der geplanten Vereinigung nicht beilegen können.

Divorçons!

Am 16. d. M. hat die Repräsentantenversammlung der Berliner Gemeinde sich mit der Eingabe des Zentralvereins wegen des Baues dreier neuen Synagogen und mit dem Anspruch des Religionsvereins „Westen" auf einen Zuschuß von 6000 Mk. beschäftigt.

Als Mitglied des Zentralvereins und des Religionsvereins „Westen" an diesen Verhandlungen der Gemeindevertretung persönlich interessiert, nehme ich mir die Freiheit, auf die von Seiten der Repräsentanz und namentlich des Vorstandes zur Sache gethanen Aeußerungen hier näher einzugehen. Die beiden Eingaben sind zwar von einander völlig unabhängig, doch ist ihre innere Verwandtschaft nicht zu verkennen. Der Zentralverein will, daß die Gemeindebehörden drei Synagogen auf Kosten der Gemeinde neu einrichten, damit die Synagogennot, die in vielen Teilen der Stadt groß ist, gemildert werde; der Religionsverein „Westen" hat in seinem Bezirk durch Einrichtung einer Synagoge diese Not beseitigt, hat auch eine Religionsschule geschaffen, die bereits von mehr als 50 Kindern besucht ist, und verlangt aus Gemeindemitteln einen Zuschuß in der erwähnten Höhe, während er die überschießenden Kosten aus freiwilligen Beiträgen seiner Mitglieder aufbringt. Der Antrag des Zentralvereins enthält also eine Mahnung an die Gemeindevertretung, Obliegenheiten zu erfüllen, die bisher vernachlässigt gewesen sind; der Religionsverein „Westen" hat aus eigener Kraft gethan, was die Gemeinde hätte thun sollen, und fordert dazu nur eine Zubuße.

Außerdem hat der Zentralverein auf die mangelnde Feuersicherheit der Kaiserstraßen-Synagoge aufmerksam gemacht, der es an der wünschenswerten Zahl von Ausgängen zu schleuniger Evacuierung fehlt, deren Riesen-Kronleuchter aus Papiermaché besteht, deren Träger sämtlich aus Holz sind, das in seinem gedörrten Zustande leichter Entzündung ausgesetzt ist. Diesen Punkt möchte ich vorweg erledigen. Man sollte meinen, daß Dank verdient, wer auf so argen und gefährlichen Mißstand aufmerksam macht. Das war auch die Meinung des Herrn Leonhard Sachs, Referenten in der Repräsentantenversammlung. Der Vorsitzende des Vorstandes aber, Herr Justizrat Meyer, wollte davon nichts wissen. Nur die Repräsentanten bildeten die Vertretung der Gemeinde, und ihrer Würde entspreche es nicht, eine andere Vertretung, sei es selbst durch einen Verein mit großer Mitgliederzahl, anzuerkennen. Herr Justizrat Meyer hat Recht, wie immer: die amtliche Vertretung der Gemeinde liegt allein bei der Repräsentanz. Aber einige Rücksicht dürfen die Mitglieder eines großen Vereins schon beanspruchen, wäre es auch nur, weil sie die Wähler der Repräsentanten sind. Das geht freilich Herrn Justizrat Meyer direkt nichts an, denn ihn haben nicht die Mitglieder der Gemeinde gewählt und er sagt sich vielleicht im lieben Gemüte, daß sie ihn niemals wählen würden. Doch wäre es selbst genau so, wie Herr Justizrat Meyer sagt, wöge der Wähler nichts, gar nichts gegenüber dem Gewählten — für durchaus allwissend wird Herr Justizrat Meyer den Gewählten nicht gelten lassen, auch nicht für unbelehrbar, so daß die Auffassung eines anderen Repräsentanten, des Herrn Louis Sachs, bestehen bleibt, man habe Ursache, einen Zustand zu prüfen, den eine Vereinigung von Männern als gefahrvoll bezeichnet. Es geht nicht an, zu warten, bis etwa ein Vorstandsmitglied von solcher Gefahr etwas merkt, schon deshalb nicht, weil unsere Vorstandsmitglieder es nicht für ihre Pflicht ansehen, regelmäßige Synagogenbesucher zu sein. Man kann eine Wette darauf eingehen, daß von einem Unfall in der Kaiserstraßen-Synagoge die Herren Vorstandsmitglieder erst aus den Zeitungen hören würden. Herr Meyer allerdings hat die Feuergefährlichkeit der Kaiserstraßen-Synagoge gekannt, doch hat ihn diese Wissenschaft nicht beunruhigt. Die Repräsentanz will denn auch in schuldiger Gewissenhaftigkeit, zu deren Schärfung es des jüngsten Brandunglücks in Paris nicht bedurft hätte, die Angelegenheit beschleunigter wiederholter Begutachtung durch Fachmänner unterwerfen und unter Verzicht auf unnahbare Meyersche „Würde" einer Feuersgefahr begegnen, ehe Feuer ausgebrochen ist.

Nun zurück zu den eingangs erwähnten beiden Eingaben.

Die Mehrzahl der jetzigen Repräsentantenversammlung ist auf ein Programm gewählt worden, unter dessen Forderungen der Bau von Synagogen in jedem Gemeindebezirk nicht an letzter Stelle stand. Dies Programm ist kein Geheimnis gewesen und deshalb für die darauf Gewählten bindend. Sogar Herr Justizrat Meyer wird seinerzeit davon gehört haben und kann deshalb jetzt nicht überrascht sein, daß der Beginn der Erfüllung verlangt wird. Dem wurde auch dadurch Rechnung getragen, daß man keinen direkten Widerspruch verlautbarte, sondern warnende Zahlen reden ließ, die Zahlen nämlich, die die laufenden Kosten der vorhandenen Gemeindesynagogen angeben. Die alte Synagoge erfordert einen Jahreszuschuß von 11,000, die in der Kaiserstraße von fast 22,000, die neue Synagoge von über 37,000, die in der Lindenstraße von

81,000 Mark. Das sind allerdings erschreckende Ziffern. Sie zeigen in erschreckendem Lichte die Finanzwirtschaft des seitherigen Regime. Solche Kosten dürfen die Synagogen einer Gemeinde nicht verursachen, die an Synagogen Mangel leidet. Es ist auch nicht nötig, weder daß mit solchem Aufwand gebaut, noch daß so kostspielig verwaltet wird. Man kann bescheidene Synagogen mit 250,000 Mk. und weniger herrichten, so daß die Zinsenlast und der gesamte Apparat 120,000 Mk. brutto nicht übersteigen. Freilich, Prunksynagogen giebt es dafür nicht, auch nicht Prunkprediger und Kantoren, die blos aus äußeren Rücksichten nicht zur Oper gegangen sind. Aber das Notwendige läßt sich damit in würdiger und befriedigender Weise leisten. Es braucht nicht einmal ein Chor zu fehlen, obwohl dieser allein, selbst bei bescheidenem Umfange, jährlich 3500 Mk. kostet. Man wende nicht ein, daß dies unmöglich sei, komme nicht mit den hohen Grundstückpreisen und den verteuernden polizeilichen Anforderungen! Was in dieser Richtung vorgebracht wird, ist Mythe, die dadurch nicht zur Wahrheit wird, daß Einzelne sie ohne Prüfung und gutgläubig nachbeten. Denn der Beweis liegt zu Tage, wir haben thatsächlich Synagogen, die noch billiger sind, als eben angegeben!

Die hohen Kosten sind es, mit denen der Vorstand sich gegen das Ansinnen neuer Synagogenbauten wehrt. Wenn das aufrichtig gemeint und nicht ein bloßer Vorwand wäre, der die Abneigung gegen Synagogenbauten überhaupt und namentlich gegen den Bau solcher Synagogen verstecken soll, die nicht der Reformrichtung dienen, so müßte der Vorstand heilfroh sein, daß Privatgemeinden sich bilden, die dem Bedarf entsprechende Einrichtungen schaffen, die Kosten zum Teil selbst aufbringen und lediglich einen Zuschuß aus Gemeindemitteln verlangen, der den obigen Voranschlag noch nicht einmal zur Hälfte erreicht. Der Religionsverein „Westen" hat dies gethan; er hat in der Passauerstraße eine schlichte Synagoge mit 700 Plätzen gemietet und freundlich ausgestattet, mit gutem Chor versehen, Prediger und Kantor angestellt, zudem eine Religionsschule eingerichtet, und hierzu verlangt er von der Gemeinde einen Zuschuß von nur 6000 Mark.

Der Vorstand, sollte man glauben, würde mit allen Fingern zugreifen. Nach seiner Rechnung könnte er ja so billig niemals zum Ziele gelangen. Das Bedürfnis ist unbestreitbar, denn der Religionsverein „Westen" zählt über 140 Haushaltungsvorstände zu Mitgliedern, seine Synagoge ist allsabbatlich, vielfach auch an Wochentagen gut besucht, seine Kultuseinrichtungen sind, dem Wunsche der Mitglieder entsprechend, nach dem Ritus der alten Synagoge gestaltet, ohne Orgelgebraus, aber erhebend, und seine Religionsschule findet von Monat zu Monat gesteigerten Zuspruch. Da der Vorstand für die Synagoge Charlottenburg ein Zuschuß von 8000 Mark für angemessen hält, obwohl diese nur 300 Plätze faßt, die übrigens nicht beansprucht werden, und obwohl die damit verbundene Religionsschule nicht leben kann, so sollte er logischerweise 6000 Mark für den Religionsverein „Westen" übrig haben. Doch nein, der Vorstand findet selbst 4000 Mark, die von den Repräsentanten schon einmal bewilligt waren, zu viel und will über 3500 Mark nicht hinausgehen. Herr Justizrat Meyer, der aus Scheu vor den hohen Kosten, keine Gemeindesynagogen bauen mag, empfindet es schmerzlich, daß Gemeindemitglieder thun, was die Gemeindeverwaltung versagt, und spricht despektierlich von den Männern, die mit Sonderopfern sich selbst schaffen, was die Gemeinde ihnen schaffen sollte. Er zürnt den Männern, die Vereine gründen und Synagogen einrichten, ohne den Vorstand zuvor zu befragen. Was für eine Antwort würden sie denn bei einer Vorfrage von ihm erhalten? Lautete sie nicht a limine ablehnend, so würde er doch mindestens den Nachweis des Bedürfnisses verlangen. Nun wohl, hier haben opferbereite Männer die Gefahr auf sich genommen und die schweren Lasten getragen, um den Bedürfnisnachweis zu erbringen. Der Zuspruch, den sie gefunden, zeigt, daß sie Recht gehabt, und — jetzt werden sie gescholten, weil sie Recht gehabt, und um den mageren Zuschuß wird gefeilscht.

Hier wird Eines übersehen: Der Religionsverein „Westen" domiziliert in Charlottenburg, und er könnte, nachdem die Eingemeindung Charlottenburgs in Berlin ins Ungewisse vertagt ist, auf den Gedanken einer Trennung kommen. Was hat er denn von dem Begräbnisverein, der sich jüdische Großgemeinde Berlin nennt? Einen Friedhof kann er aus dem Vermögensanteil, der ihm bei der Trennung zufallen müßte, am Ende noch erstehen.

Ich bemerke sogleich: mir sagt der Gedanke der Trennung nicht zu, und ich werde ihn mit allen Kräften bekämpfen. Aber etwas Einschmeichelndes hat er auch für mich, sofern er eine kleine Umgestaltung erfährt. Es giebt eine Trennung, die keine Spaltung bedeutet, eine Trennung nicht von der Gemeinde Berlin, sondern von deren Vorstande. Wie wäre es, Herr Justizrat Meyer, wenn wir uns von einander trennten? Divorçons à l'amiable! Ihnen wäre geholfen — und uns erst!

M. A. Klausner.

Was fehlt der Reform zur Lebensfähigkeit?*)

M. Frankfurt a. M., im Mai.

Mehr als vier Wochen sind verstrichen, seitdem ich am Schlusse meines Artikels: „Die Phrase vom religiösen Indifferentismus" das Versprechen gab, meine Ansicht über das, was der Reform zur Lebensfähigkeit fehlt, hier auseinander zu setzen. Werde ich dieses Versprechen einlösen, diese alte Schuld bezahlen können?

Nun, mir ist gar nicht bange. Auf die Frage: „Was fehlt der Reform zur Lebensfähigkeit?" antworte ich kurz und präzis: Nichts! ‚Nichts? Sie scherzen!' — O nein, ich meine es ganz im Ernst: der Reform fehlt nichts zur Lebensfähigkeit. Thatsache ist, daß die Reform lebt: warum sollte ihr etwas zur Lebensfähigkeit fehlen? Was lebt, ist lebensfähig, denn sonst lebte es nicht.

Oder wollte jemand die Thatsache bestreiten, daß die Reform lebt? Nun, so mögen Zahlen beweisen. In Deutschland sind ungefähr 600000 Juden, davon sind ungefähr 20- bis 50000 Orthodoxe und wenigstens 550000 Reformer — und die Reform lebte nicht?

*) Eine Erwiderung auf die folgenden Ausführungen behalten wir uns für die nächste Nr. vor, obwohl uns der Kampf gegen die Partei-Orthodoxie nichts angeht. Red.

Freilich wer unter der Suggestion der Phrase vom religiösen Indifferentismus steht, der hat eben keinen Sinn für die Wirklichkeit. Der ist von einer eingebildeten Vorstellung beherrscht und er sieht nur, was der Hypnotiseur ihn sehen lassen will. Befreit man sich aber von dieser Wahnvorstellung: wer wollte sich dann der Thatsache verschließen, daß mehr als 90 Prozent aller deutschen Juden — und ebenso aller französischen, aller amerikanischen und wohl auch aller österreichischen — durchaus auf dem Boden der Reform stehen? Für jeden, der Augen hat, um zu sehen, und nicht dazu, um sich blenden zu lassen, beweist diese einfache Statistik, daß die Reform wenigstens neunmal so viel Lebenskraft und Lebensfähigkeit besitzt als die Orthodoxie. Nur ist die Orthodoxie ein kleiner Gernegroß, und da die Reform in der Fülle ihrer Riesenkraft zur Bescheidenheit und Koulanz geneigt ist, spielt sich der Däumling „Orthodoxie" als den Simson auf, der mit dem Eselskinnbacken die Philister besiegt hat. Ja, wenn nichts weiter zum „Simson" gehörte, als ein „Eselskinnbacken", dann wäre die Dynastie in der Gipsstraße eine fürchterliche Großmacht. Die Mücke krabbelt auf dem Löwen herum und jubelt, der Löwe sei tot, prahlt und ist vielleicht in ihrer Mücken-Philosophie sogar der Ueberzeugung, sie habe mit ihrem Herumkrabbeln den Löwen getötet, während es die Mücke nur ihrer Unbedeutenheit verdankt, daß der Löwe keine Notiz von ihr nimmt. Freilich eine Mücke im Ohr oder in der Nase kann auch den Löwen rasend machen, aber damit bleibt die Mücke doch eine Mücke und der Löwe ein Löwe.

Man darf „Reform" und „Orthodoxie" nicht losgelöst von der Kultur des 19. Jahrhunderts betrachten. Was ist denn die Reform im Judentum? Ist sie denn etwas Willkürliches, etwas Vereinzeltes, etwas Krankhaftes, etwas außer Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit sich breit Machendes? Nein, die „Reform" ist ein notwendiges Produkt des Einflusses, den die Kultur des 19. Jahrhunderts unausbleiblich auf das Judentum, wie auf alle Bekenntniskreise ausüben mußte. Die naive Weltanschauung des mittelalterlichen Judentums ist für den wahren Bürger des 19. Jahrhunderts eine Unmöglichkeit; der Geist, den die Unendlichkeit Gottes gegenüber den Maßstäben von „Lichtjahren" und „Lichtjahrhunderten" durchschauert, ist beim besten Willen nicht imstande sich die göttliche Gesetzgebung so kleinlich zu vermenschlichen, daß Gott dem Moses die schiur mikwo z. B. und dergleichen, „mündlich" mitgeteilt habe. Das ist eben unmöglich. Das ist der Geist der Reform. Und diese von der Wissenschaft und dem Leben unserer Zeit notwendig erzeugte geschichtliche Erscheinung „Reform", sollte nicht lebensfähig sein? Das ist „Mücken"-Gesumme.

Glaubt denn etwa jemand ernstlich, daß das Rad der Zeit sich zurückschrauben läßt, weil einige Siebenschläfer zurückgeblieben sind, und nun gegen das vorausgeeilte Zeitenrad mit allen Schätzen des Schimpfwörter-Lexikons herumschwadronnieren?

Ach ja, das orthodoxe Rabbiner-Seminar hat das Zaubermittel entdeckt, um die Reform tot zu machen: es knüpft die Erteilung der התרת הוראה, die der Rabbinats-Kandidat in einem Revers anerkennen muß, niemals die Orgel in der Synagoge für erlaubt zu erklären. Und Ihr zweifelt noch am Leben und an der Lebensfähigkeit der — — Reform? Wie viel Schwäche, wie viel Agonie, wie viel Verwesung verrät nicht dieser Wisch von „Revers"? Das ist die Angst der Gespenster vor Morgenluft. Nur keine Orgel in der Synagoge, dann kann die Sonne nicht mehr aufgehen! Die Herren haben Recht; die Sonne wird nicht mehr aufgehen, sie ist längst aufgegangen. Aber die Herren haben ein probates Mittel, dem Sonnenaufgang auszuweichen: sie stecken den Kopf in den Sand und streuen den Leuten Sand in die Augen! Die Herrn sind aber zurückgeblieben, sie sehen nicht, was um sie herum vorgeht. —

Von Zunz erzählt man eine höchst bezeichnende Anekdote. Dr. Lehmann traf einmal zufällig mit Zunz zusammen. „Wie freut es mich" — sprach Dr Lehmann — „den Meister der jüdischen Wissenschaft kennen zu lernen! Mein Name ist Dr. Lehmann, Redakteur des „Israelit"." „Sie sind Dr. Lehmann?" fragte Zunz verwundert, — „Sie leben noch? Ich dachte, Sie hätten vor 500 Jahren gelebt!" —

In dieser Anekdote steckt die Wahrheit über die Lebensfähigkeit der Reform und der Orthodoxie. Die „Reform" ist keine Partei, sie ist kein Verein, sie ist überhaupt keine Organisation, keine künstliche Erscheinung. Die Reform ist das — 19. Jahrhundert. Die Reform ist die Weltanschauung des Kopernikus. Die Reform ist das Judentum der Gegenwart, während die Orthodoxie das Judentum des Aristotelismus ist. Das Judentum unter dem Einfluß der Entdeckungen Lavoissiers, Robert Mayers, Darwins, Max Müllers, Astrucs und Nachfolger muß eben ein anderes Judentum sein, als die Stabilität der Orthodoxie. „Stabilität" — das ist der absolute Gegensatz zu der modernen Weltanschauung. Das Wesen der modernen Weltanschauung besteht darin, jede Erscheinung, sei es der Natur, sei es der Geschichte nur ein Glied in der großen Kette der Entwickelung zu betrachten. Das ist die Negation der Stabilität im Großen, das ist die Idee der Deszendenz. In der modernen Weltanschauung giebt es keine stabile Sprache und keine stabile Nation und keinen stabilen Einzelorganismus und keine stabile Erde und keine stabile Sonne und kein stabiles Universum: „Stoffwechsel" ist die große Perspektive, unter der alles angeschaut wird. Wenn der Gymnasiast heute sein mensa, mensae etc. lernt, wird ihm schon beigebracht, daß er keine ewig stabile Form vor sich hat, sondern eine Phase der unendlichen Entwickelung, dem Sprachschüler so gut wie dem Schüler der Botanik, der die Konstruktion einer Blattform mit der Lupe erforscht. Das liegt heute im Blut: Stabilität ist Unsinn! Und die Religion wollte Stabilität predigen, die Religion, die das Individuellste aller Individualität ist? Die Orthodoxie sollte das Judentum kat exochen sein, die starre, das Prinzip der Stabilität verkörpernde Orthodoxie? Die Reform, die in der Religion das Prinzip der Entwicklung darstellt, sie sollte nicht lebensfähig sein, weil einige Faiseurs der Orthodoxie eine gute — — Lunge haben, oder weil einige Reform-Rabbiner bei der Rekonstruktion des Rabbiner-Verbandes von einigen orthodoxen Rabbinern übertölpelt wurden? Wer die „Lebensfähigkeit der Reform" in Zweifel zieht, der hat eben keine Ahnung von dem Wesen der

Reform, der meint, es handelt sich um eine Kraftprobe zwischen Hildesheimer und Maybaum. Kurzsichtigkeit! Thorheit! Es handelt sich um den ganzen Geist der Neuzeit, es handelt sich darum, ob der ganze Einfluß, den die moderne Umgestaltung des ganzen Lebens und Denkens auf das Judentum ausübt, darin bestehen kann, daß der Jude früher sich an Purim „verstellt" hat, während er jetzt einen Masken-Ball besucht, und dergleichen Maskerade mehr, oder ob dieser Einfluß auch beim Judentum in die Tiefe dringt?

Die Orthodoxie schwimmt obenauf, denn sie ist Oberfläche, darum macht sie sich bemerklich, und das hält man für „Lebensfähigkeit." Die „Reform" steckt in den Gliedern, im Herzen, in der Tiefe der ganzen Denkungsart; das sieht man nicht, darum zweifelt man an der „Lebensfähigkeit." Ja, die Reform steckt viel tiefer, als man ahnt, sie steckt den Orthodoxen viel tiefer in den Gliedern, als ihr gutgespielter Mangel an Selbsterkenntnis das zugeben kann. —

Die Frage: „Was fehlt der Reform zur Lebensfähigkeit?" ist falsch gestellt; sie muß lauten: „Was ist das Wesen der Reform?"

Galizische Finsternis.

Die „Schnorrbriefe aus Galizien" sind in letzter Zeit wiederholt Gegenstand öffentlicher Erörterung geworden, nachdem sie Jahre lang ein öffentliches Aergernis abgegeben haben. Ein bekannter Rabbiner in Bayern warnte in jüdischen Fachblättern, auf diese Bettelbriefe zu reagieren, und die neuerrichtete Zentralstelle für jüdische Wohltätigkeits-Anstalten in Berlin hat diese Warnung in politischen Tageszeitungen wiederholt. Daß wir seit Jahr und Tag alle Fragen über den Wert solcher Anschreiben regelmäßig dahin beantwortet haben, daß diese nur einen Platz haben, der ihrer würdig: den Papierkorb, ist den Lesern bekannt; allein gerade deshalb haben wir andererseits wiederholt Gelegenheit genommen, auf das schier beispiellose Elend hinzuweisen, unter dem die Juden in Galizien seufzen, damit nicht das Gesamturteil durch die lästige Bettelbrieffabrikation getrübt werde. Diesem Verfahren schließt sich jetzt ein anderes jüdisches Blatt, der Mainzer „Israelit" an, indem es sich aus Krakau einen Situationsbericht über die Lage der Juden in Galizien im allgemeinen und die Entwickelung der Bettel-Industrie im besonderen senden läßt. Der Bericht bestätigt und ergänzt unsere eigenen Mitteilungen und zeigt uns, wie aus den Armen in Galizien Bettler und aus den Bettlern Schnorrer werden, — daß sie es werden, weil sie es werden müssen.

Der Korrespondent schreibt unter anderem:

Die traurige wirtschaftliche Lage der Juden Galiziens verschlimmert sich zusehends. Weite Schichten der Bevölkerung werden aus ihren, sozusagen erbgesessenen, Berufen depossediert, sinken zum Poletrariat hinunter, denn neue Nahrungszweige erschließen sich ihnen nicht, und die alten werden ihnen durch eine Maulwurfsarbeit ihrer politischen Gegner langsam aber stetig entzogen. Der Zwischenhandel wird ihnen entrissen, die Produktion war nie ihre starke Seite, war ihnen überhaupt nur schwer zugänglich, woher also den Konsum bestreiten? In den Landstädten, in den Dörfern entstehen die christlichen Verkaufsläden, wie die Pilze nach einem Regen; sie werden sogar, unter dem Vorwande, den „inländischen" Handel zu unterstützen, von den autonomen Landesbehörden subventioniert, und verkrachte Subjekte finden bei diesen „patriotischen" Unternehmungen Amt und Brot. Auf die Kundschaft wird eine moralische Pression ausgeübt, sie muß nolens volens im „christlichen" Geschäfte ihren Bedarf decken, der Produzent verkauft seine Naturerzeugnisse direkt an diese „arischen" Gemischwarenhandlungen, und der jüdische Krämer hat das Nachsehen. Er ist wohl unternehmender, geschäftstüchtiger, rühriger; gegen eine Organisation aber, gegen die Sekkaturen auf Schritt und Tritt kann er nicht aufkommen und überdies fehlt ihm das Betriebskapital. Und so wird er immer mehr zurückgedrängt, an die Seite geschoben, lungert müssig an der Stätte seiner früheren Thätigkeit, am Marktplatze und schaut hilfesuchend um sich, ohne einen Stützpunkt für seine schwachen Kräfte finden zu können. Was soll er beginnen? Ein Handwerk erlernen? Dazu ist's zu spät. Ein Tagelöhner werden? Dazu reichen meistenteils seine Kräfte nicht aus, und überdies dürfte er als solcher schwerlich genügende Beschäftigung finden. Obendrein dünkt er sich, aufrichtig gesagt, hierzu zu gut, denn er zählt sich, und das mit Fug und Recht, zur Intelligenz, er besitzt durchwegs talmudisches Wissen. Die Beispiele der glorreichen klassischen Vergangenheit, die Koryphäen der jüdischen Gelehrtenwelt, die ihr Studium nicht als Broterwerb betrieben, sondern kümmerlich von ihrer Hände Arbeit lebten, können ihm nicht als Ansporn und Muster dienen, denn er ist schließlich doch zu sehr ein Produkt seiner Zeit, ein Kind eines halbzivilisierten Landes, in welchem die körperliche Arbeit verachtet und der Arbeiter gesellschaftlich noch immer als ein Paria betrachtet wird. Dagegen bäumt sich sein einseitiges Ehrgefühl auf, und er zieht es vor zu verkommen, als zu solch einer Beschäftigung zu greifen. Ein Bettelbrief demütigt ihn nicht so sehr, denn die Charaktereigenschaft des Selbstbewußtseins war bei ihm nie stark entwickelt, und der bei ihm sehr stark ausgeprägte Erhaltungstrieb diktiert ihm von selbst den Schnorrbrief. Die Achtung seiner Genossen verliert er auch hierdurch nicht.

Im Servilismus ist er aufgewachsen; der galizische, der polnische Jude hat sich immer ducken müssen, Jammergesichter sind an der Tagesordnung, ein Gesicht für den Familien-, für den engeren Kreis und ein zweites fürs Marktgewühl. Der Andersgläubige hat ihn mit Füßen getreten, sein sogenannter modern-intelligenter Glaubensgenosse hat ihn nie kennen wollen. Von den Juden Deutschlands ist zu ihm die Kunde gedrungen, daß sie zwar nach galizischen Begriffen nicht rigoros fromm, dafür aber reich und sehr wohlthätig seien, Grund genug also, sie anzuschnorren. Galizien ist die ärmste, kulturell zurückgebliebenste Provinz Oesterreichs, und die wirtschaftliche Notlage findet in der minimalen Steuereintreibung ihren Ausdruck. Die Handlungsbilanz ist eine passive, der Import übersteigt um ein Erkleckliches den Export, trotzdem die Bedürfnisse der Bevölkerung sehr geringfügige sind. Es werden kaum Anläufe zu einer Industrie gemacht, der Kleinbetrieb, das Handwerk, läßt auch zu wünschen übrig und der Ackerbau wird nicht rationell betrieben. Galizien ist verhältnismäßig zu dicht bevölkert, die Einwohnerzahl erreicht

die Ziffer von ca. 6 Millionen Seelen und die jüdische Einwohnerschaft bildet gegen 12 Prozent der Gesamtbevölkerung. Gegen 80 Prozent leben vom Ackerbau, diese sind aber nicht imstande dem Boden so viel zu entringen, um die Bedürfnisse eines Kulturmenschen halbwegs zu befriedigen. Die allgemeine prekäre Lage der agrarischen Kreise kommt hier doppelt zum Ausdrucke, denn die Bodenkomplexe sind stark zersplittert, aufgeteilt, die Getreidepreise sinken von Jahr zu Jahr, und wenn der Landmann einen Ueberschuß zum Markte bringt, so ist der hierfür gewonnene Erlös nicht ausreichend, um damit seine Ausgaben, Steuern, Kleidungsstücke u. s. w. zu decken. Er ist also nicht kaufkräftig und infolge dessen leidet auch der Geschäftsmann.

Ein großer Teil des Grundbesitzes konzentriert sich in den Händen des Hochadels, nud diese Herrschaften befriedigen ihre noblen Passionen meistenteils im Auslande. Ihre arrondierten Liegenschaften, der Großgrundbesitz drückt auch auf die öffentliche Meinung, denn der Großgrundbesitz als solcher entsendet 20 Abgeordnete ins Parlament und deshalb haben die Schlachzizen alle Macht in Händen, von der sie den ausgiebigsten Gebrauch für ihre Kaste machen. Jeder Pole, der sich zu den besseren Ständen zählt, spielt den Kavalier, und als solcher kann er sich zum Radauantisemitismus nicht bekennen. Im Gegenteil! Er hat seine Parteijuden, diese sind auf ihren Protektor stolz und dienen ihm unbewußt als Werkzeug. Der vielvermögende Polenklub im Reichsrate zählt jetzt 6 jüdische Mitglieder in seiner Mitte, die aber nicht mucksen dürfen, denn sie wissen, daß ihre Wahl nur mit Hilfe der kompetenten Kreise möglich war. Pro forma also sind die galizischen Juden im Parlament vertreten, in Wirklichkeit aber hat das jüdische Volk keine Repräsentanten, denn der Klubzwang macht jede Initiative unmöglich. Die Herren Schlachzizen aber paradieren mit ihren jüdischen „Kollegen", weisen mit Emphase den Antisemitismus weit von sich, während sie ihn im stillen nachdrücklichst bethätigen. Sie stehen an der Spitze einer jeden Aktion, die dahin zielt, die Juden aus ihrem Besitzstande zu verdrängen, unter ihrer Patronanz entstehen die famosen „landwirtschaftlichen Verbände" — Rolkardnicze — die eingestandenermaßen nur den Zweck haben, den Juden den kleinen Handel zu entreißen. Und was sagen hierzu unsere Großen? Sie lassen sich in allerhand Vertretungskörper wählen, haben die „Würde", aber ohne „Bürde". Sie „machen" im polnischen Patriotismus, d. h. in Chauvinismus, denn ihre Thätigkeit gipfelt darin, alles, was nicht polnisch, zu verdrängen und zu unterdrücken. Sie klammern sich an die Rockschöße der jeweiligen Regierung, tragen dazu bei, jede Volksregung, von welcher Seite immer zu unterdrücken, treiben allerhand Wahlmißbräuche und wollen nur ihre Knopflochschmerzen befriedigen. Während man allenthalben sich angelegen sein läßt, die Lage des kleinen Mannes zu verbessern, ihn widerstandsfähiger zu machen, sehen die Gewählten im galizischen Israel ruhig zu, wie dem kleinen Manne der Boden förmlich unter den Füßen entzogen wird, wie alles sich gegen ihn organisiert und sie schlummern gemütlich auf ihren kurullischen Stühlen, die Hände über dem Schmeerbauche verschränkend. Sie kennen nicht die Pflichten des Besitzes, haben kein Herz für ihr Volk und beuten es nur aus, indem sie ihm die Mandate entlocken, ohne sich bis zur nächsten Wahl seiner nur zu erinnern. So ist es bei den Wahlen in die legislativen Vertretungskörper, und nicht besser geht es bei den Wahlen in die diversen Kultusvorstände zu. Das ganze Land wird von einer Klique beherrscht, die alles terrorisiert, und von der Korruption angeekelt, ziehen sich die anständigen Elemente resigniert zurück.

In Galizien sterben jährlich hunderte von Leuten den Hungertod. Der Galizier ist überhaupt schlecht genährt, und deshalb ist seine Arbeitsleistung eine geringfügige. Diese Behauptung hat ein Mitglied des reichsrätlichen Polenklubs, Szczepanowski, in seinem Werke „Nendza Galicgi" — die Notlage Galiziens — das bei seinem Erscheinen solch ein trauriges Aufsehen erregte, aufgestellt und auch statistisch bewiesen. Zum erstenmale hatte ein Pole, der überdies auf nationalökonomischem Gebiete eine Autorität ist, den Mut, seinen Konnationalen die Wahrheit zu sagen und sie darauf aufmerksam zu machen, welcher Zukunft sie entgegengehen. Szczepanowski, der in mehreren Ländern die wirtschaftlichen Verhältnisse studiert hat, hat sehr viel zur Entwicklung der Naphtaindustrie beigetragen, ist Besitzer mehrerer Naphtagruben, und seine Stimme fand im Lande ein mächtiges Echo. Er war der erste, der auf das galizische Elend hinwies, und Mittel und Wege namhaft machte, wie diesem langsam zu steuern sei. Er hatte die Kourage, einen Aderlaß, eine kleine jährliche Auswanderung anzuempfehlen, eine Steigerung der Bodenerträgnisse durch einen rationellen Anbau und Hebung der Ertragsfähigkeit durch Anwendung aller technischen Errungenschaften der Neuzeit. Trotzdem das Elend der Juden Galiziens ein himmelschreiendes ist, haben manche polnischen Organe die Frechheit, auf jüdischen Reichtum hinzuweisen. Weil hie und da ein Jude ein kleines Vermögen hat, wollen sie das bodenlose, unergründliche Elend der Massen nicht sehen. Szczepanowski hat in seinem Werke, das auf offiziellen Daten basiert, den Beweis erbracht, daß der Jude im Durchschnitte viel weniger verdient als der Christ, dafür aber bedeutend sparsamer ist, und wenn er was erübrigt, so spart er sich das vom Munde ab. Ueberdies sind ihm viele Subsistenzmittel, die obendrein mit sozialer Stellung und Einfluß verbunden sind, die Beamtenstellen verschlossen und während jedem Volke, jeder Volksklasse ein Teil der Steuerleistung durch öffentliche Anstellung vom Staate zurückerstattet wird, müssen die Juden, trotz der gepriesenen Gleichberechtigung, auf dieses Entgelt verzichten, was in Galizien um so mehr in die Wagschale fällt, als bei uns, da der eigentliche Bürgerstand noch schwach entwickelt ist, das Beamtentum eine dominierende Stelle einnimmt. Im Staatsdienste gehören jüdische Beamten zu den Seltenheiten, und im Kommunal- und Landeskomitee kann man sie an den Fingern abzählen. Auf die Industrie können sie sich auch nicht werfen, da, wie gesagt, der Großbetrieb noch ganz darniederliegt und wohl schwerlich florieren wird. Die Zugehörigkeit Galiziens zum österreichischen Staatsverbande wird in diesem Kronlande schwerlich eine Industrie aufkommen lassen, da die kapitalkräftigeren und kulturell höher stehenden westlichen Provinzen alles mit ihrer Konkurrenz erdrücken. Möglich, daß es mit der Zeit gelingen wird, manche Artikel, für welche das Rohmaterial an Ort und Stelle vorhanden ist, für den Lokal-

konsum zu erzeugen, weiter aber wirds nie kommen, denn wir haben auch kein geeignetes Menschenmaterial. Auf wirtschaftlichem Gebiete ist Russisch-Polen viel besser daran, denn da es kulturell auf einer höheren Stufe steht, als das eigentliche Rußland, hat es auf seinem Territorium eine großartige Industrie, teilweise mit ausländischen Kapitalien und fremdbürtigen Menschenmaterial, und das Innere Rußlands bietet ein weites und breites Absatzgebiet.

Ueber unser Menschenmaterial, resp. über dessen Inferiorität, sowohl der oberen als der unteren Stände, wäre überhaupt viel zu sagen. So mancher Versuch, so manches Unternehmen erlitt nur deshalb ein schmähliches Fiasko, weil man hierfür keine geeigneten Männer fand. Der selige Baron Hirsch hat davon viel zu erzählen gewußt. Die Handwerkerschule in Krakau, mit so viel Mühe und Kosten ins Leben gerufen, mußte aufgelöst werden, weil die an die Spitze gestellten Männer der Sache kein richtiges Verständnis entgegenbrachten. Das Institut verschlang immense Summen und die Erfolge waren sehr problematischer Natur. Selbst die Wohlthätigkeitsbureaus, die an Handwerker und kleine Handelsleute monatlich öst. fl. 12000 an Unterstützungen verteilten, mußten aufgehoben werden, da es sich herausstellte, daß die Gelder nicht an die richtigen Adressen gelangten. Die Bittsteller mußten jahrelang auf die Erledigung ihrer Eingaben warten, wer aber sich Protektion zu verschaffen wußte, der erhielt prompt eine Subsidie, selbst wenn sein Anrecht kein besonders begründetes war. Bei uns kann eben nichts Gemeinnütziges von Dauer sein, das öffentliche Wohl dient nur als Vorwand, Ehrenämter zu ergattern, die dann — gelinde gesagt — gesellschaftlich ausgebeutet werden. Die jüdische moderne Intelligenz hat sich über Ideale nicht zu beklagen, man absolviert schlecht und recht sein Brotstudium, trachtet reich zu heiraten, dann wird jeder Ballast über Bord geworfen und eine Klabriaspartie im Kasino, die sich oft bis zum heranbrechenden Morgen hinzieht, bildet die geistige Zerstreuung nach des Tages Mühen. Von einem Pflichtbewußtsein den Müden und Beladenen gegenüber, ist keine Rede, verschwindende Ausnahmen bestätigen nur die Regel; der Herr Doktor sieht auf den polnischen Juden mit Verachtung herab, selbst wenn seine nächsten Verwandten noch im langen Kaftan umhergehen, und die breiten jüdischen Massen wollen auch von einem wahrhaften Fortschritte nichts wissen.

Immer drohender ballt sich am galizischen Horizonte das Gewölke zusammen, der Boden wankt unter den Füßen, es zuckt und donnert, kein frischer Luftzug reinigt die von Elektrizität geschwängerte Athmosphäre, ängstlich, erdfahl im Gesichte, die Glieder schlotternd, drückt sich die kopflose Menge: „Galizisches Israel, wo sind Deine Führer?" schallt es durch die Luft. Und es ertönt keine Antwort. Nur der Donner rollt weiter, dumpf über den gesenkten Häuptern, und, zusammenhanglos aller Führung bar, sucht jeder auf eigene Faust sein Heil. Und die Aermsten der Armen, von den Ihrigen verstoßen, lassen ihre Blicke über die schwarz-gelben Grenzpfähle schweifen und klammern sich an einen letzten Rettungsanker, — an Bettelbriefe.

---

die Kläger die gesetzliche Voraussetzung zur Stellung einer Klage; denn wenn Beleidigungen gegen eine kollektive Mehrheit sich richten, so müssen aus dieser Mehrheit Personen als bestimmt erkennbar bezeichnet werden, auf welche die Beleidigungen abzielen, und dies sei im gegenwärtigen absolut nicht der Fall.

M. **Stuttgart**, 23. Mai. (Der Schulchan-Aruch) beschäftigte vorgestern unsern Landtag. Der Herausgeber der „Schwäbischen Reform", Fritz Bösenberg ist sein Name, hat im Namen der sog. Schwäb. Reformpartei um Uebersetzung des Schulchan Aruch petitioniert und seine Petition damit motiviert, daß „durch neuere Schriften mit unverkennbarer Sachkunde aufs neue und überzeugend dargethan worden sei, die bisher geheim gehaltenen (!) Gesetz- und Lehrbücher des Judentums beruhten auf Anschauungen, die mit den sittlichen und rechtlichen Grundlagen unseres Volkslebens in Widerstreit

Berlin, 24. Mai. (Die Verleumdungsklage) des Oberrabbiners Herrn Arwas aus Jerusalem gegen Herrn Dr. Hirsch Hildesheimer ist nach Erledigung der einleitenden Formalitäten an das Gericht gelangt. Herr Dr. Hildesheimer hat auf meinen in Nr. 20 dieses Blattes mitgeteilten „offenen Brief" kein Wort der Erwiderung gefunden. Privaten Interpellanten gegenüber giebt er zu, einen „Fehler" gemacht zu haben, doch hat er zu einem öffentlichen Bekenntnis dieses „Fehlers" noch nicht die — Gelegenheit gefunden. Auch hindert ihn das stille Eingeständnis nicht, mit seinem „Dokumentenschatz" zu hausieren und zu versichern, daß er zwar einiges nachlassen könne, aber immer noch genug übrig bleibe. Er wird sich auch dafür zu verantworten haben. Es soll reiner Tisch gemacht werden. Herr Dr. Hirsch Hildesheimer versichert u. a. jedem, der es hören will, daß der Chacham Baschi von Palästina alles unterschreibe, was die Chachamim ihm vorlegen. In nächster Zeit schon soll dargethan werden, daß die Zustände in Palästina nicht nach dem Muster der Gipsstraße eingerichtet sind.

M. A. Klausner.

[illegible] stehen, welch letztere den ersteren mit den schärfsten Ausdrücken grobe Unkenntnis, Unfähigkeit den Talmud zu lesen oder zu verstehen, fahrlässige Uebersetzung, absichtliche Fälschungen, Entstellungen durch Verschweigen, falsche Deutung, falsche Konsequenz vorwerfen. Es sei nicht richtig, daß der Schulchan Aruch ein Geheimnis ist. Der Schulchan Aruch sei nicht nur in seiner Ursprache heute jedem, der diese Sprache kennt, in öffentlichen Bibliotheken zugänglich, er sei auch, wenn nicht ganz, so doch in vielen Teilen in die deutsche Sprache übersetzt worden. So viel stehe jedenfalls fest, daß es sich hier nicht um Geheimnisse handelt, denen nur die Regierung oder von der Regierung bestellte Sachverständige nachforschen könnten. Eine staatliche Uebersetzung würde das nicht erreichen, was die Petenten von ihr erwarten. Die Petenten erwarten von derselben eine authentische Darlegung des Inhalts des Schulchan Aruch. Die wörtliche Uebersetzung allein würde nicht zum Ziele führen; es müßte eine Interpretation dazu kommen. Wie nun aber Uebersetzung und Interpretation auch ausfallen würden, auch diese „staatliche" Arbeit wäre schließlich nichts anderes als eine Arbeit mit wissenschaftlichem Charakter, ob sie nun von einem staatlich berufenen Kollegium oder von einer Privatperson ausgeführt wäre. Sie würde der wissenschaft-

die Ziffer von ca. 6 Millionen Seelen und die jüdische Einwohnerschaft bildet gegen 12 Prozent der Gesamtbevölkerung. Gegen 80 Prozent leben vom Ackerbau, diese sind aber nicht imstande dem Boden so viel zu entringen, um die Bedürfnisse eines Kulturmenschen halbwegs zu befriedigen. Die allgemeine prekäre Lage der agrarischen Kreise kommt hier doppelt zum Ausdrucke, denn die Bodenkomplexe sind stark zersplittert, aufgeteilt, die Getreidepreise sinken von Jahr zu Jahr, und wenn der Landmann einen Ueberschuß zum Markte bringt, so ist der hierfür gewonnene Erlös nicht ausreichend, um damit seine Ausgaben, Steuern, Kleidungsstücke u. s. w. zu decken. Er ist also nicht kaufkräftig und infolge dessen leidet auch der Geschäftsmann.

Ein großer Teil des Grundbesitzes konzentriert sich in den Händen des Hochadels, nud diese Herrschaften befriedigen ihr[e]

* **Berlin**, 25. Mai. (Wie der Abgeordnete für Arnswalde-Friedeberg) mit der Wahrheit umspringt, dafür liefert jetzt die „Zukunft" einen Beitrag. Der große Parlementarier hat am 18. Februar im Reichstage bei seinem Wiedereintritt erklärt: „Da ich infolge eines Beschlusses des Gerichtes in Hoboken aus Amerika nicht fort konnte, ohne rechtsbrüchig zu werden, so habe ich zu meinem Bedauern hier länger abwesend sein müssen, als es eigentlich in meinem Willen lag." Was daran wahr ist, ergeben die nachstehenden Auszüge aus den notariell beglaubigten Aktenstücken: Am siebenten April 1893 wurde Ahlwardt vom Polizeirichter in Hoboken, Hutson County, N. Y. für disorderly conduct and carrying concealed weapons mit zehn Dollars bestraft, die er gleich erledigte. Noch am selben Tage stellte ein gewisser Michael Arnsberg gegen Ahlwardt vor dem Friedensrichter Seymour in Hoboken Strafantrag wegen thätlichen Angriffes und Ahlwardt gegen Arnsberg wegen Meineides. Am 14. April 1896 wurde Ahlwardt verhört und, um sein Erscheinen als Angeklagter wie als Ankläger vor den Geschworenen zu sichern, ent-

nachdrücklichst bethätigen. Sie stehen an der Spitze ein[er] jeden Aktion, die dahin zielt, die Juden aus ihrem Besitzstan[d] zu verdrängen, unter ihrer Patronanz entstehen die famos[en] „landwirtschaftlichen Verbände" — Rolkardnicze — die ei[n]gestandenermaßen nur den Zweck haben, den Juden den klein[en] Handel zu entreißen. Und was sagen hierzu unsere Großen[?] Sie lassen sich in allerhand Vertretungskörper wählen, hab[en] die „Würde", aber ohne „Bürde". Sie „machen" im poln[i]schen Patriotismus, d. h. in Chauvinismus, denn ihre Thäti[g]keit gipfelt darin, alles, was nicht polnisch, zu verdrängen u[nd] zu unterdrücken. Sie klammern sich an die Rockschöße d[er] jeweiligen Regierung, tragen dazu bei, jede Volksregung, v[on] welcher Seite immer zu unterdrücken, treiben allerhand Wa[hl]mißbräuche und wollen nur ihre Knopflochschmerzen befriedige[n]. Während man allenthalben sich angelegen sein läßt, die La[ge] des kleinen Mannes zu verbessern, ihn widerstandsfähiger [zu] machen, sehen die Gewählten im galizischen Israel ruhig z[u], wie dem kleinen Manne der Boden förmlich unter den Füß[en] entzogen wird, wie alles sich gegen ihn organisiert und [sie] schlummern gemütlich auf ihren kurullischen Stühlen, [die] Hände über dem Schmeerbauche verschränkend. Sie kenn[en] nicht die Pflichten des Besitzes, haben kein Herz für ihr V[olk] und beuten es nur aus, indem sie ihm die Mandate entlock[en]

gang) hat sich diesmal durch unvorhergesehene Hindernisse so sehr verzögert, daß die Versendung erst gegen Ende künftigen Monats möglich sein wird. Um nun mit dem folgenden Jahrgang wieder eine größere Pünktlichkeit herstellen zu können, soll der gegenwärtige mit der Doppelziffer XII und XIII bezeichnet werden. In dieser Weise werden wir im Stande sein, schon am 1. Juli d. J. mit dem Druck der Schriften des XIV. Jahrgangs zu beginnen und somit die künftige Lieferungsfrist innezuhalten. Für die diesmalige Verzögerung werden die Mitglieder durch die Reichhaltigkeit der Darbietungen entschädigt. Der Jahrgang enthält folgende Schriften: 1) Den Schlußband des Ibn Ganach'schen Wörterbuches mit ausführlicher Einleitung und verschiedenen Indices. 2) Divân des Jehuda ha-Levi, III. Lieferung, enthaltend den Schluß des ersten und Anfang des zweiten Bandes. 3) Einleitung in das Machsor Vitry nebst Indices und verschiedenen Nachträgen. 4) Sammelband enthaltend: a) Kommentar zu Esra und Nehemia von dem Römer Benjamin ben Jehuda; b) Ergänzung einer Lücke in den Responsen Elia Misrachi's: c) Die Statuten der Gemeinde Bamberg; d) Gedichte des Isak ben Scheschets und Simon ben Duran, nach einem Manuskript in Algier; e) Historisches aus der Gemeinde Aussee während der Regierungszeit Maria Theresias. Diejenigen, welche auf den XII. Jahrgang noch subskribieren wollen, mögen sich beeilen, ihren Beitritt zu dem Verein durch Einzahlung des Jahresbeitrages von 10 Mark zu erklären.

Dr. A. Berliner.

F. G. **Xions**, 23. Mai. (Beamtenelend.) Unter dem Vorgeben, daß die hiesige Gemeinde die Gehälter ihrer Beamten nicht mehr aufbringen könne, hat der Vorstand dem hiesigen Kantor Herrn Bernstein nach 24jähriger Thätigkeit und nachdem man ihn, als er etwa vor zwei Jahren eine größere Stelle angenommen hatte, auf sechs Jahre unkündbar mit 200 Mk. Gehaltszulage weiter engagiert hatte, ohne jede rechtliche Grundlage per 1. August cr. seine Stelle gekündigt. Herr Bernstein hat bereits zum 1. Juni cr. eine neue bessere Stelle in Obersitzko angenommen. Um das Projekt der Gemeinde, Kultus- und Lehreramt zu vereinigen, zu realisieren, hat der Vorstand über den hier definitiv angestellten Volksschullehrer, um ihn zu verdrängen verschiedentlich an zuständiger Stelle Beschwerde erhoben, womit er aber, gegenüber der Pflichttreue des Lehrers, kein Glück hatte. Nunmehr versuchten die Herren, in Verbindung mit dem hiesigen Bürgermeister bei der königlichen Regierung zu Posen zu bewirken, daß der jetzige Lehrer entfernt und ein anderer, der das Kultusamt mit zu übernehmen bereit sei, an seine Stelle gesetzt werde. — Diese kleine Notiz, welche das Beamtenelend unter der Vorsteher-Autokratie kleiner Städte in Umrissen schildert, hat den Zweck, den Kollegen, welche Lust haben werden, den verlockenden Aussichten in hiesiger Gemeinde als trügerischer Fata morgana zu folgen, um sicher in schädliche Sümpfe zu geraten, einen kleinen Fingerzeig zu geben. (Die Verantwortung für diese Ausführungen überlassen wir dem Herrn Einsender. Red.)

D. **Hannover**, 24. Mai. (Die diesjährige Konferenz) des Vereins jüdischer Lehrer in der Provinz Hannover findet hier am 9. und 10. Juni mit folgender Tagesordnung statt

1. Berichterstattung. 2. Vorstandswahl. 3. Auf Antrag des Verbandsvorstandes nochmalige Erörterung der Frage „der definitiven Anstellung sämtlicher jüdischer Lehrer, ihrer Pensionierung und der Versorgung ihrer Hinterbliebenen“ gemäß Nr. 17 des Protokolls des Verbandsvorstandes. — Referent: Herr Lehrer Fabisch-Göttingen. 4. „Die Bedeutung des jüdischen Lehrerstandes für die religiösen Verhältnisse der Synagogen-Gemeinden in der Provinz Hannover.“ — Referent: Herr Landrabbiner Dr. Gronemann-Hannover. 5. „Die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Juden.“ — Referent: Herr Lehrer Apt-Pattensen. 6. Wahl von Verbandsdelegierten für die nächsten drei Jahre. 7. Freie Besprechungen. Im Anschlusse an die Lehrerversammlung werden die Mitglieder der Unterstützungskasse zu einer Generalversammlung in Falks Hotel eingeladen. Tagesordnung: Rechenschaftsbericht.

W. **Limburg a. d. Lahn**, im Mai. (Jubiläum.) Am 1. d. Mts. beging Herr Blumenthal das 25jährige Jubiläum seiner Wirksamkeit als Religionslehrer und Kantor unserer Gemeinde. Schon am Vorabende des Festes begab sich der Kultusvorstand in die Wohnung des Jubilars, sprach ihm den Dank der Gemeinde für seine segensreiche Thätigkeit zum Heile des Judentums aus und überreichte ihm als Anerkennung ein namhaftes Geldgeschenk; gleichzeitig eröffnete er ihm den einstimmigen Gemeindebeschluß, der das Lehrergehalt ansehnlich erhöht habe. Der eigentliche Festtag, der Sabbat, erhielt erhöhte Weihe durch die Festpredigt unseres Bezirksrabbiners, Herrn Dr. Weingarten aus Ems. Dieser feierte die mannigfachen Verdienste des Jubilars, ausgehend von dem Ausspruche Simons des Gerechten: „Auf drei Dingen ruht die Welt: auf Thora, Gottesdienst und Menschenliebe.“ Machte der Inhalt seiner Predigt an und für sich einen erhebenden Eindruck auf die vollzählig erschienene Gemeinde, so waren alle freudig ergriffen, als er zum Schlusse von dem Wohlwollen der königlichen Regierung zu Wiesbaden sprach, welche in einer Zuschrift ihn aufforderte, dem Jubilar ihre Glückwünsche und ihre Anerkennung zu übermitteln; es zeige sich hier so recht, welche Aufmerksamkeit unsere nassauischen Behörden ihren Gemeinden zollen. Im Laufe des Tages erschienen außer sämtlichen Gemeindemitgliedern verschiedene Deputationen von Vereinen und überbrachten kostbare Geschenke. Am Abend fand ein Festkommers statt, der bis nach Mitternacht in heiterer Stimmung verlief und die einmütige Liebe und Verehrung erkennen ließ, welche man allgemein Herrn Blumenthal zollt. Möge es unserm Herrn Blumenthal vergönnt sein, noch lange Jahre zum Wohle der Gemeinde und zu seiner eigenen Befriedigung seines Amtes zu walten!

Ꝝ **München**, 24. Mai. („Kauft nicht bei Juden.“) Diesen Titel führte ein Flugblatt, das dem „Dtsch. Volksblatt“ beilag. Gegen den Redakteur Ludwig Wenng hatten nun sechs hiesige Israeliten Klage eingereicht. Nach kurzer Beratung verkündete das Gericht, daß Wenng freigesprochen sei und die Kläger sämtliche Kosten zu tragen haben. Aus den Urteilsgründen geht hervor, daß in dem Flugblatt unstreitig die schwersten und gemeinsten Schmähungen gegen die Juden enthalten sind. Die Beleidigungen seien jedoch gegen die Juden in ihrer Allgemeinheit gerichtet. Es fehle daher für die Kläger die gesetzliche Voraussetzung zur Stellung einer Klage; denn wenn Beleidigungen gegen eine kollektive Mehrheit sich richten, so müssen aus dieser Mehrheit Personen als bestimmt erkennbar bezeichnet werden, auf welche die Beleidigungen abzielen, und dies sei im gegenwärtigen absolut nicht der Fall.

M. **Stuttgart**, 23. Mai. (Der Schulchan-Aruch) beschäftigte vorgestern unsern Landtag. Der Herausgeber der „Schwäbischen Reform“, Fritz Bösenberg ist sein Name, hat im Namen der sog. Schwäb. Reformpartei um Uebersetzung des Schulchan Aruch petitioniert und seine Petition damit motiviert, daß „durch neuere Schriften mit unverkennbarer Sachkunde aufs neue und überzeugend dargethan worden sei, die bisher geheim gehaltenen (!) Gesetz- und Lehrbücher des Judentums beruhten auf Anschauungen, die mit den sittlichen und rechtlichen Grundlagen unseres Volkslebens in Widerstreit stehen und in ihren weiteren Folgen eine Bedrohung unserer staatlichen und sittlichen Ordnung bedeuten.“ Der Referent, Abg. Eckard, Mitglied des Zentrums, machte im Namen der Kommission folgende beachtenswerte Ausführungen: Die Eingabe sei ein Ausfluß einer weitverbreiteten Agitation, die sich anfangs gegen alle jüdischen „Geheimbücher“, insbesondere gegen den Talmud, richtete, die sich aber zur Zeit mehr auf den Schulchan Aruch beschränke, nachdem das zuerst angestrebte Ziel, den ganzen Talmud auf Staatskosten übersetzen und prüfen zu lassen, als zu weitgehend aufgegeben worden war. Die Anklagen, die gegen den Schulchan Aruch gerichtet werden, gehen dahin, daß in diesem zahlreiche Stellen zu finden seien, in denen gegen die Nichtjuden den Juden Dinge gestattet, angeraten bezw. anbefohlen werden, die allem Recht und aller Sitte Hohn sprechen würden. Diese schweren Anklagen wolle man mit einzelnen Stellen begründen. Die Kommission habe nun diese Stellen nicht prüfen können. Es sei zu bemerken, daß den Anklägern des Schulchan Aruch und des Talmud eine ganze Reihe von Verteidigern gegenüberstehen, welch letztere den ersteren mit den schärfsten Ausdrücken grobe Unkenntnis, Unfähigkeit den Talmud zu lesen oder zu verstehen, fahrlässige Uebersetzung, absichtliche Fälschungen, Entstellungen durch Verschweigen, falsche Deutung, falsche Konsequenz vorwerfen. Es sei **nicht richtig**, daß der Schulchan Aruch ein **Geheimnis** ist. Der Schulchan Aruch sei nicht nur in seiner Ursprache heute jedem, der diese Sprache kennt, in öffentlichen Bibliotheken zugänglich, er sei auch, wenn nicht ganz, so doch in vielen Teilen in die deutsche Sprache übersetzt worden. So viel stehe jedenfalls fest, daß es sich hier nicht um Geheimnisse handelt, denen nur die Regierung oder von der Regierung bestellte Sachverständige nachforschen könnten. Eine staatliche Uebersetzung würde das nicht erreichen, was die Petenten von ihr erwarten. Die Petenten erwarten von derselben eine authentische Darlegung des Inhalts des Schulchan Aruch. Die wörtliche Uebersetzung allein würde nicht zum Ziele führen; es müßte eine Interpretation dazu kommen. Wie nun aber Uebersetzung und Interpretation auch ausfallen würden, auch diese „staatliche“ Arbeit wäre schließlich nichts anderes als eine Arbeit mit wissenschaftlichem Charakter, ob sie nun von einem staatlich berufenen Kollegium oder von einer Privatperson ausgeführt wäre. Sie würde der wissenschaft-

lichen Kritik unterliegen; sie würde auch alsbald von der einen oder von der andern Seite angefochten werden. Die staatliche Uebersetzung würde aber auch einem andern Streite ein Ende nicht bereiten, nämlich der Frage nach der Rechtsverbindlichkeit der einzelnen Stellen des Schulchan Aruch für unsere Zeit. Der alte Streit würde dann aufs neue wieder entbrennen. Zu den negativen Gründen, die das Verlangen der Petenten als gerechtfertigt und zweckentsprechend nicht erscheinen lassen, geselle sich noch ein positiver. Der Inhalt des Schulchan Aruch, wenn er auch nicht rein religiöser Natur sei, trage doch zum großen Teil diesen Charakter, und wo er rechtliche und gesellschaftliche Materien behandelt, stehe er im engsten Zusammenhang mit religiösen Anschauungen der Juden. Es wäre nun bedenklich, die Staatsgewalt auch nur indirekt zum Richter in religiösen Dingen aufzustellen und ihr die Befugnis zu geben, in das Innere einer Religionsgemeinschaft hineinzugreifen. Durch eine Uebersetzung allein würde das freilich nicht geschehen, wohl aber würden sich an diesen ersten Schritt weitere Konsequenzen anschließen. Aehnliche Petitionen haben das preußische Herrenhaus, die 1. und 2. sächsische, die 1. und 2. badische Kammer, sowie den Reichstag beschäftigt. Der Erfolg der Petenten sei in diesen Parlamenten und bei den betr. Regierungen ein rein negativer gewesen. Für Württemberg liegen nun keinerlei besondere Verhältnisse vor, die eine andere Haltung nahelegen würden. Es sei von den Petenten in keiner Weise nachgewiesen, daß etwa in Württemberg der Schulchan Aruch mehr verbreitet und dessen Einfluß ein größerer wäre als in anderen deutschen Bundesstaaten. Es sei nicht nachgewiesen, daß ein besonderer Nachteil irgendwo in Württemberg durch den Schulchan Aruch angerichtet worden wäre. Das einzige, was seitens einzelner Regierungen auf die gegen die jüdischen Gesetzbücher gerichtete Agitation veranlaßt wurde, ist eine Prüfung der Frage gewesen, ob nicht die in den israelitischen Schulen gebräuchlichen Religionslehrbücher etwas enthielten, was den guten Sitten widerspräche. Die preußische Regierung habe im Jahre 1893 551 in den israelitischen Schulen Preußens gebräuchliche Lehrbücher prüfen lassen. Die Untersuchung hatte das Ergebnis, daß **keine** der in der Presse erhobenen **Anklagen begründet** sei. In Baden sei ein Auszug aus dem Schulchan Aruch, das Schulbuch Kizzur Schulchan Aruch, als Schulbuch nicht geeignet befunden worden, da bei einem solchen die Stellen, die den götzendienerischen Heiden („Sternanbetern") gegenüber ein minder humanes Verhalten zulassen, als veraltet und der heutigen geläuterten Auffassung des Judentums widersprechend bezeichnet werden müßten. Bei den in württembergischen israel. Volksschulen bezw. den im israel. Religionsunterricht gebräuchlichen Lehrbüchern scheine der Schulchan Aruch keine Rolle zu spielen. Als Schulbuch wäre er durchaus unbrauchbar schon wegen seines Umfangs. Vor dem Schwurgericht in Ulm habe im Jahre 1892 der verstorbene Oberrabbiner Kirchenrat Wassermann mitgeteilt, daß er auf einer Rabbinersynode zu Augsburg den Antrag gestellt habe, den Schulchan Aruch, da dreiviertel desselben zu streichen wären, zu revidieren. Seine Kollegen hätten den Antrag abgelehnt, aber nur darum, weil eine Revidierung demselben noch eine Wichtigkeit zuschreiben würde. Aus all den vorgetragenen Gründen beantrage die Kommission Uebergang zur Tagesordnung. — Der folgende Redner, Prälat v. **Schwarzkopf**, erklärte: Er glaube, man könne dem Berichterstatter dankbar sein für seine Ausführungen. Er habe den Kommissionsbericht einem der ersten Kenner des Talmuds in Württemberg gezeigt, der sich vollkommen mit demselben einverstanden erklärt habe. Die in Württemberg in Gebrauch befindlichen Bücher für den israel. Gottesdienst und für die israel. Schule seien durchaus würdig und angemessen. Der Schulchan Aruch habe gar keine Bedeutung für Württemberg. Seit die israel. Gemeinden unter Staatsaufsicht stehen, sei keinerlei Klage gegen sie laut geworden. Er empfehle die Annahme des Kommissionsantrags. — Kultusminister Dr. v. **Sarwey**: Was die Redner über die Bedeutung des Schulchan Aruch für Württemberg ausgeführt haben, könne er auf Grund der aus Anlaß der vorliegenden Petition eingezogenen Erkundigungen durchaus bestätigen. Der Schulchan Aruch habe in den Lehrbüchern, die in Württemberg vorhanden sind, durchaus keinen Eingang gefunden, ebensowenig ein Auszug aus demselben. Die Schulbücher der israel. Schulen können nach dem Gesetz von 1851 nur mit Genehmigung des Kultministeriums eingeführt werden. Andere Bücher können nur mit Genehmigung der israel. Oberkirchenbehörde eingeführt werden. Die Behörden seien also in steter Kenntnis von den in den israel. Schulen verwendeten Büchern. Von keiner Seite sei jemals eines dieser Bücher beanstandet worden. — Der Volksparteiler **Lang** sagt, er habe sich gefreut, von der Prälatenbank so schöne Worte edler Toleranz zu hören; er hoffe, daß diese Ansicht auch in weitere Kreise dringen möge. — Der Antrag der Kommission wurde hierauf **einstimmig** angenommen.

Pr. **Wien**, 23. Mai. (Ein neuer Willkürakt des Wiener Stadtrates.) Unter den 147 Beamten der städtischen Buchhaltung befinden sich im ganzen zwei Juden; der eine, Rechnungs-Offizial erster Klasse Joseph Schück, der eine tadellose zwanzigjährige Dienstzeit hinter sich hat, wurde infolge dessen vom Ratsgremium für die freigewordene Stelle eines Revidenten vorgeschlagen. Nun besteht unter den Wiener Magistrats-Beamten der kollegiale Brauch, bei eintretenden Vakanzen dem einem Avancement am nächsten stehenden Kollegen allein die Bewerbung zu überlassen, und so lag denn auch für die zur Besetzung gelangende Revidentenstelle blos das Gesuch des jüdischen Offizials dem Stadtrate vor. Obwohl dies, wie gesagt, einem langjährigen Usus entsprach und obwohl niemand verhalten werden kann, sich um eine Stelle zu bewerben, fand der Stadtrat dennoch, daß ein solches Vorgehen der Dienstpragmatik widerspreche und daß dem Präsidium die Wahl unter den verschiedenen Kompetenten freistehen müsse. Er leitete deshalb das Gesuch des Offizials Schück an das Ratsgremium zurück und trug diesem strikte auf, daß alle für die Besetzung der Revidentenstelle in Betracht kommenden Beamten ihre Beförderungsgesuche einzubringen hätten. Dies ist geschehen, und bei der nun erfolgten neuerlichen Bewerbung wurde — wie nicht anders zu erwarten — trotz der Empfehlung des Ratsgremiums der jüdische Offizial übergangen.

⚔ **Czernowitz**, 20. Mai. (Die jüdischen Rechtspraktikanten) am hiesigen Landgerichte haben die fortgesetzte Präterierung tief und schmerzlich empfunden. Die Ernennung eines Kollegen

sofort nach seiner Taufe hat das Maß der aufrichtigen Entrüstung vollgemacht, so daß sie mit Einmütigkeit den Beschluß gefaßt haben, an die Abgeordneten der Bukowina ein Memorandum zu richten, damit diese krasse Verletzung des Staatsgrundgesetzes, welches auch vom k. k. Oberlandgerichte beschworen worden ist, im Parlamente zur Sprache gebracht werde. Wenn auch den Rechtspraktikanten damit keineswegs wird geholfen sein, so wollen sie doch wenigstens, daß die Welt erfahre, wie man mit den allezeit patriotischen und loyalen jüdischen Staatsbürgern verfährt. Das Memorandum führt die Sprache ehrlicher Entrüstung.

Budapest, 23. Mai. (Verschiedenes.) Kardinalbischof Dr. Lorenz Schlauch war anläßlich seines fünfzigjährigen Priester-Jubiläums Gegenstand herzlicher Ovationen Die beiden Kultusgemeinden und der israelitische Frauenverein in Großwardein waren bei den Feierlichkeiten durch Abordnungen vertreten. Auf die Ansprache des Rabbiners Moriz Fuchs erwiderte der Kirchenfürst: „Das Judentum und das Christentum stehen auf einer Grundlage; sie werden niemals untergehen, um ewige Zeugen der Offenbarung und des Christentums zu sein." Auf die Ansprache des Predigers Dr. Leopold Kecskemeti erwiderte der Kardinal: „Tief empfinde ich die Wahrheit der Worte, daß Wissenschaft und Religion in Harmonie seien, daß ihre Grundsätze ausgeglichen werden müssen. Gott schrieb zwei Bücher: die Bibel und die Natur. Die Harmonie zwischen beiden dem Verständnis der Menschen beizubringen, war mir leitendes Prinzip in meiner fünfjährigen Wirksamkeit." — Gelegentlich der Wahlen für den Trencsiner Komitatsausschuß entfaltete Pfarrer Joseph Badik eine maßlose antisemitische Agitation. Er machte sehr häufig gehässige Ausfälle gegen die jüdische Konfession, weshalb die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Aufreizung gegen ihn erhob. Badik wurde zu 2 Monat Gefängnis verurteilt. Die königliche Kurie bestätigt dieser Tage das Urteil. — Ueber Nationalitätsbewegung im Judentum veröffentlicht im „Pester Lloyd" dessen Feuilleton-Redakteur, Dr. Ad. Silberstein, einen langen Aufsatz, der sich in der Beurteilung des „Zionismus" mit den hier oft niedergelegten Anschauungen im wesentlichen deckt, und zu dem Schlusse gelangt: „Der Jude hat heute andere Aufgaben zu erfüllen, er hat sich an die Nation, mit der er lebt, anzuschließen und ihre Ziele zu fördern. Es giebt keine spezifisch jüdischen Ziele mehr, welche den kosmopolitischen Charakter der Diaspora tragen dürften. Aber i n n e r h a l b seines Glaubens, seiner Konfession kann der Jude noch viel thun." — Er hat so unrecht nicht!

B. **Lemberg**, 23. Mai. (Gemeindebild. — Sonntagsruhe.) Vor einiger Zeit berichtete die Wiener „Neuzeit," daß die galizische Statthalterei dem vom hiesigen Kultusvorstande verfaßten Statutenentwurfe aus formellen Gründen die Bestätigung versagt hat. Dieser Erlaß war damit motiviert, daß 1. der Prediger Dr. Caro als solcher kein Recht besaß, an den Beratungen der durch Vertrauensmänner verstärkten Kultusrepräsentanz teilzunehmen, da er gesetzlich nicht als Rabbiner, sondern als Religionsweiser zu betrachten ist, und daß 2. bei keiner der stattgefundenen Sitzungen die zur Beschlußfähigkeit erforderliche Anzahl der Beratenden vorhanden war. Immerhin war nach etwa einjährigem Stillstande diese für die Gemeinde so bedeutsame Angelegenheit neuerdings ins Rollen gekommen, und sie beschäftigte auch thatsächlich die öffentliche Meinung in lebhafter Weise. Bereits im Vorjahre war es den Führern der Opposition gelungen, den Vorstand zur Abänderung der ihnen bedenklich erscheinenden Absätze betreffend die Kultusbeiträge, Gräbertaxen &c. zu bewegen. Für jetzt war also blos die Rabbinerfrage offen geblieben. Diesfalls gährte es unter den hier sehr zahlreichen Chassidim, deren Wortführer soweit gingen, dem Ober-Rabbiner Isak Schmelkes vorzuwerfen, daß er dem Kultusvorstande zum Schaden der Religion Gefolgschaft leiste, und nur dem besonnenen und taktvollen Vorgehen der maßgebenden Personen ist es zu danken, daß die Gemeinde vor einem unheilvollen Zwiste bewahrt blieb und eine halbwegs annehmbare Einigung erzielt wurde. Um allen Streitigkeiten vorzubeugen, wurde nämlich von der Kreierung eines Oberrabbinates Abstand genommen und es giebt in Hinkunft einen Rabbiner der konservativen und der Stadtsynagoge, der den Titel „Synagogenrabbiner" führen wird. Der konservative Rabbiner führt den Vorsitz im Rabbinatskollegium. Das Aufsichtsrecht über die Talmud Thora-Schule und die rituellen Institutionen steht dem Kultusvorstande unter beratender Mitwirkung des Rabbiners zu. Die baldige Genehmigung der Gemeindestatuten erscheint nunmehr umso dringender, als in diesem Falle die Neuwahl eines vielleicht lebenskräftigeren Vorstandes, dessen die Gemeinde notwendig bedarf, erfolgen könnte. Sowohl der Gemeindevorstand als auch die protestierende Partei begingen übrigen einen schweren taktischen Fehler. Ein in seiner Majorität fortschrittlich zusammengesetzter Kultusvorstand durfte nie und nimmer zugeben, daß dem konservativen Rabbiner das alleinige Recht vorbehalten bleibe, Ehescheidungen vorzunehmen, da hierdurch die Fortschrittler ihren Seelsorger herabgesetzt sehen. Bei Fragen rein prinzipieller Natur dürfen Momente persönlicher Sympathie oder Antipathie keineswegs zur Geltung kommen. Anderseits hätte eine standhafte, von ihrem guten Rechte überzeugte Opposition nie dem vom Vorstande projektierten Wahlsysteme zustimmen und vielmehr, den stetig vorschreitenden Zeitgeist berücksichtigend, für das allgemeine Wahlrecht entschieden eintreten sollen. — Gelegentlich der durch die galizische Statthalterei erfolgten Ausführungsverordnung zum Gesetze über die Sonntagsruhe wurde auch die Petition der jüdischen Kaufleute dahin berücksichtigt, daß die Geschäfte, die bisher um zehn Uhr vormittags geschlossen werden mußten, von nun ab bis zwölf Uhr mittags offen bleiben. Die jüdischen Kaufleute bleiben auf diese Weise nicht mehr verhalten, ihre Läden wegen des um eine gewisse Stunde stattfindenden christlichen Gottesdienstes sperren zu müssen, und es dürfte die neue Verordnung nach dem Dafürhalten der Beteiligten für dieselben von materiellen Vorteile begleitet sein.

⁂ **Bologna**, 20. Mai. Der Verleger des in unserer Stadt erscheinenden antisemitischen Blättchens „Il Pubblico", Belleti, wurde wegen Verleumdung und Beschimpfung des israelitischen Advokaten Dr. Eugenio Jachia zu zwei Jahren Kerkers und 200 Lire Geldstrafe, der verantwortliche Redakteur zu zwölftägigem Kerker und der Buchdrucker zu 500 Lire Geldstrafe

verurteilt. (Die Leute sollen zu uns nach Deutschland kommen; hier ist eine Beleidigung der „jüdischen Rasse" billiger. Red.)

T. Warschau, 13. Mai. (Ein falscher Hirsch.) Die Zeitung „Wiek" erzählt: Ein Warschauer Jude gedachte aus seinem nicht gerade seltenen Familiennamen Hirsch Kapital zu schlagen und schrieb an die Baronin Hirsch, wies ihr seine Verwandtschaft mit ihr nach und bat um Geld zur Eröffnung eines Geschäfts. Nach Verlauf einiger Zeit bekam er auch wirklich eine Antwort vom Sekretär der Baronin; aber was stand in dem Briefe? Die Verwandtschaft mit dem Warschauer Hirsch wurde mit Entrüstung zurückgewiesen, wohl aber lag in dem Brief an Stelle des Geldes ein Billet nach Argentinien und eine Bescheinigung, auf Grund deren der Empfänger unentgeltlich ein Stück Land und eine vollständige Einrichtung erhalten konnte. Herr Hirsch soll mit dieser Antwort sehr unzufrieden gewesen sein.

X Algier, 17. Mai. (Antisemitische Exzesse.) In Mostaganem ist es gestern zu sehr gefährlichen antisemitischen Ausschreitungen gekommen, die allerdings, wie behauptet wird, durch einen noch nicht aufgeklärten Angriff seitens jüdischer Individuen selbst hervorgerufen worden sind. Am 16. Mai nämlich überfiel eine Schar mit Knitteln bewaffneter Israeliten einen Zug aus Oran zu den Rennen nach Mostaganem gekommener Radfahrer, wobei mehrere der letzteren erheblich verwundet wurden. Daraufhin fanden bereits am folgenden Abend ernste Ausschreitungen gegen die Juden statt, die noch immer fortdauern. Die Straßen füllten sich mit drohenden, knittelschwingenden Massen, gegen die alle von der Polizei getroffenen Vorsichtsmaßregeln sich als wirkungslos erwiesen. Bald brachen die Aufgeregten in die Wohnungen und Läden der Israeliten, sowie in die Synagoge ein, vernichteten alles, was ihnen in die Hände fiel, und mißhandelten die erschreckten Israeliten. Die Läden derselben wurden geschlossen und, da sich keiner von ihnen am Abende auf den Straßen zeigte, schien sich die Aufregung allmählich zu legen. Plötzlich aber schlug diese wieder in hellen Flammen empor, als auf den Marktplatz ein mit oranischen Radfahrern angefüllter Wagen einlenkte. Wilde Rufe: „Tod den Juden!" erschallten; die Exaltierten wurden aber durch die alle Straßen besetzt haltenden und die Häuser der Juden scharf überwachenden Militärposten in Respekt erhalten. Die Aufregung dauerte aber die ganze Nacht fort und scheint noch immer weiter um sich zu greifen. Verschiedene Läden wurden geplündert und viele Israeliten schwer mißhandelt. Die zahlreich vorgenommenen Verhaftungen scheinen ebenso wenig, wie der an allen Ecken angeschlagene Aufruf der jüdischen Gemeinde, der den Angriff gegen die Radfahrer streng verurteilt, die Individuen, die sich dessen schuldig gemacht, als der Justiz verfallen bezeichnet und die Einwohner um Aufrechterhaltung der alle Bürger Mostaganems verknüpfenden Eintracht gebeten werden, die aufgeregten Leidenschaften zu besänftigen. Die Maueranschläge der Kultusgemeinde waren wenige Stunden später, trotz der strengen Ueberwachung, herabgerissen. Man fürchtet den Angriff des Räuberstammes der Hachem, der auf die Stadt losmarschiert. Die Araber sind überhaupt bei diesem Treiben womöglich noch fanatischer, als die französischen Antisemiten. Die Hausthüren werden in den verschiedenen Vierteln verschlossen gehalten und militärisch scharf überwacht.

St. New-York, im Mai. (Jüdische Arbeiter.) 24 000 Schneider, die für die Geschäfte mit fertigen Kleidern arbeiten, haben die Arbeit niedergelegt. Ihre Hungerlöhne bieten inderthat genügenden Anlaß dazu. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man in New-York ein Hemd billiger zusammengenäht haben kann, als in Berlin. Die Zahl der Ausständigen dürfte sich noch bis auf 50 000 vermehren. Man ist besorgt, daß der Ausstand aufrührerische Szenen im Gefolge haben wird. — „Die Juden" wollen nicht arbeiten, sagen unsere Gegner; das ist, wie bekannt, eine frivole Erfindung. Arbeiten wollen sie, bescheiden in ihren Ansprüchen sind sie, aber hungern wollen sie mit Weib und Kind nicht.

---

* Aus den Gemeinden. Zum Rabbiner in Pinne ist Dr. Louis Lewin aus Inowrazlaw, — für das gleiche Amt in Oppeln Dr. Leo Baeck, ein Sohn des bekannten Rabbiners in Lissa, — zum Lehrer und Kantor in Barmen Herr Steinberg aus Haltern gewählt. — Am 7. d. M. verschied in Eisenach der emerit. Religionslehrer Jakob Heidungsfeld. Der Verewigte versah dort sein Amt seit dem Bestehen der Gemeinde, 33 Jahre lang. Am Grabe sprachen, außer dem Landesrabbiner Dr. Salzer, Herr S. Weinstein im Namen der Gemeinde, der bisherige Vertreter des Verstorbenen, Herr Lehrer Emanuel, und sein Nachfolger, Herr Lehrer E. Meyer. — Das in Breslau allbekannte Kantor Rudolf Dresdnersche Ehepaar (die Eltern des bekannten Schriftstellers Dr. Albert Dresdner) feierte am 25. Mai das goldene Ehejubiläum. Die Einsegnung vollzog Rabbiner Dr. Rosenthal. — Die Besetzung des Rabbinats der Wiener „Schiffschul" begegnet mannigfachen Schwierigkeiten. Es hatte sich eine Fraktion für Herrn Rabbiner Ehrenfeld aus N.-Mihály gebildet, deren Bestrebungen aber daran scheiterten, daß dieser Rabbiner sich entschieden weigerte, eine Proberede zu halten. Nunmehr sind zwei orthodoxe Rabbiner Ungarns als ernste Kandidaten für diesen Posten in Aussicht genommen. Es sind dies die Rabbiner Fürst in Eperies und Strasser in Tyrnau. — Vakanzen: Zürich. Orthod. Privatsch. für kl. Ort. Fix. 1000—1200 Fr. u. fr. Kost. Meld. an Rabb. Dr. Littmann. — Argenau. Sof. Rl. K. Sch. Fix. 1100, Nbk. ca. 400 Mk. und fr. W. Meld. an J. Schrubski. — Illingen (Bez. Trier). Zum 1. 7. mus. geb. K. Sch. Fix. 1350, Nbk. 150 Mk. u. fr. W. Meld. an A. S. Levy. — Kirchen (Amt Lörrach, Baden). Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. ca. 400 Mk. — Karbach. Sof. El. Rl. K. (auch Pred.). Fix. (vorläuf.) 1000—1200 Mk. u. fr. W.

Feuilleton.

Der Klausner.*)

Von Leo Härzberg-Fränkel.

Es ist Sabbat Nachmittag und die Stube menschengefüllt. Der Messingkandelaber steigt blank von der Decke herunter. Die Tische tragen sabbatlich ihre weißen Schleier, das Zimmer

*) Wir haben diese ergreifende Skizze des entschlafenen Ghettodichters aufgestöbert, weil sie implicite ein Kommentar ist zu der

Festtagsputz und die Leute drin ihre Festgewänder, Männer ihre schwarzseidenen Talare, Frauen ihre Atlasschibbes**) und ihren Perlenschmuck. Ein jedes brachte Kinder mit, welche die Stube mit einem ungeheuren Lärm erfüllen, alles spricht bunt durcheinander, neckt, lacht und lärmt in gehobener Stimmung. Leben wir doch in der Sabbatruhe wie im Opiumrausche, wir vergessen die Sorgen des Lebens, die uns noch gestern umsponnen und morgen uns wieder umstricken werden; wir schwimmen für eine kurze Weile aus den eisigen Fluten ans grüne Gestade; wir werfen die schweißtriefenden Kleider für einen Augenblick ab, salben die Lenden, ölen das Haar. Die bleierne Wirklichkeit wird für einen Tag verabschiedet und der lustige Traum mit seinem rosigen Geschäume, seinen Regenbogenfarben und seinem Blumenduft tritt seine kurze Herrschaft an. Deshalb auch begrüßen wir den Sabbat wie eine liebe Braut, die die Freude im Auge und das Lächeln auf den Lippen trägt, mit Hymnengesang und Lichterglanz.

Mit einem Male wird alles still, alles drängt sich an den großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers und legt ein Opfer hin, als ob er ein Altar wäre. Sachen und Sächelchen werden gebracht, seidene Schnupf- und Halstücher, voluminöse Gebetbücher mit grünem und gelbem Schnitt, Amsterdamer Bibeln in Pergamentband, sogar eine kleine silberne Uhr und eine Tabatiere von Tulskersilber — Geschenke eines alten Onkels und der Großmama — werden zu Füßen eines fünfjährigen Knaben gelegt, den sein Lehrer („Melamed") auf den Tisch hebt und ihm, während er die seinem Zöglinge gewordenen Geschenke in seinen Händen bewundernd spielen läßt, zuruft: „Sag die Drosche, Mendele." „Bereschis boro Elohim" beginnt der Knabe mit heller Stimme und das Auditorium atmet kaum, man hört nichts als die lauten Worte des Kindes. Mendel hat die Elementarklassen des Hebräischlesens absolviert und mit dem heutigen Tage die Bibel begonnen. Der Beginn dieses Unterrichtes pflegt stets in frommen Judenfamilien festlich begangen zu werden. Die Eltern freuen sich, ihr Kind auf dem Wege des Fortschrittes zu sehen, Kind und Lehrer freuen sich der Geschenke und des Lobes; Verwandte und Bekannte bringen Gaben und erhalten dafür den Hochgenuß der Deraſcha, süßen Meth, saures Bier, Backereien und Leckereien aller Art.

Wie ein Wasser fließt die Derascha von Mendels Lippen. Die überglücklichen Eltern möchten weinen vor Lust und Wonne, den Knabe dastehen zu sehen in seinem blauseidenen Pekeschel, mit dem goldbetreßten Kappel, mit dem hellen Blick und der hellen Stimme — ach, die armen Eltern träumen in diesem Augenblicke von einer lichtvollen Zukunft: Mendel wird wachsen an Jahren und Gelehrsamkeit, er wird ein Rabbi sein, um den man sich reißt, vor dessen Weisheit man im Staube kriecht, zu dem man wallfahrtet wie zu jenem Manne in Meseritsch, der Lahme heilt und Blinden die Sehkraft giebt durch die Macht des Gebetes! Als Mendel nun die Derascha geendet, da wollte der Jubel nicht aufhören, der die Stube erschütterte, und Küsse regneten auf ihn von welken und frischen Lippen.

Von diesem Augenblicke an lebt der Knabe ausschließlich dem Bibelstudium. Jede andere Beschäftigung, jede andere Verwendung, jede Zerstreuung, die Spiele und der Frohsinn der Jugend, alles was das Herz erfreut und den Körper kräftigt, ist aus seinem toten Leben gebannt. Die einzige Nahrung, die seinem Geiste gereicht wird, ist die Bibel; er muß an ihrem Urtexte kauen und wieder kauen und jahrelang einzig dabei ausdauern. Später, wenn der Knabe um einige Jahre älter geworden, wird er auf die Labyrintwege des Talmuds geführt, der Lehrer leitet ihn am Ariadnefaden durch die Katakomben der Vergangenheit. Er jagt ihn durch Gebiete, die dem jugendlichen Verstande besser noch geschlossen blieben, er offenbart ihm Dinge, die einem reiferen Alter gehören, und treibt den noch zarten Geist zu Spitzfindigkeiten, auf deren Höhe es ihm schwindelt.

Denselben Weg, den alle übrigen Kinder bigotter Eltern gehen müssen, keuchte auch Mendele rast- und atemlos hinan. Hinter ihm trieb der Lehrer, den Folianten in der einen, die Rute in der anderen Hand; der Vater trieb, die Verwandten trieben und der Junge wurde durch all' die voluminösen Bücher gehetzt, die nur ein ruhiger klarer Geist, ein scharfer Verstand zum Mußestudium machen sollte. Dies unkluge Erziehungs- und Bildungssystem mordet die Zukunft des Knaben, der seine besten Jahre bei einem Studium verlebt, das er in das praktische Leben nicht mitnehmen und drin nicht verwerten kann, und wenn er dann in jenes Alter tritt, in dem die Sorge zur Arbeit mahnt, so weiß er nichts, vermag er nichts, kann er nichts. Es ist dies ein beschwerlicher, mühseliger Gang, ohne Rast, ohne Stunden der Ruhe und der Erholung, das Chedergehen — ein weiter Weg zu Fuß, wobei die Jugend welk, die Farbe bleich, das Feuer erloschen, der Körper matt wird, fahl und schlottrig; wobei man mit siebzehn Jahren aufhört jung zu sein und von der Handvoll Jahre gebeugt wird, als ob sie eine Last wäre, nachdem die Kindheit freudlos, ungenossen, ungescherzt hingegangen — eine fahle Sandwüste, ohne Blätter und Blüten, ohne Grün und ohne Frische, ein Himmel ohne Sonnenschein!

Siebzehn Jahre! Hurtig, Junge, das Leben ist kurz und die Eltern sind alt, die Bräute wachsen in allen Ecken und Enden, hurtig, suche dir ein Weib, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei auf Erden. Siebzehn Jahre und noch nichts für die Zukunft, fürs Familienleben, für häuslichen Unfrieden gethan, als ob die Zeit keine Flügel, die Welt keine Weiber hätte!

Die Eltern ruhen nicht und die Schadchen, Muhmen und Basen drängen: Um Gottes willen, der Flaum kriecht schon über Mendels blasses Gesicht! Viel Glück zur Lebensreise, Junge — du bist ein verlorner Mann!

Das scheue Auge sucht den Boden und das Blut die bleichen Wangen auf, als Mendel seiner Braut, jung wie er, zitternd, verschämt und willenlos wie er, gegenübersteht. Beider Blicke wurzeln in der Erde; wozu auch einander sehen? Die Eltern haben gewollt und der Himmel hat's beschlossen? Wo ist der Mensch, der Gottes Ratschluß prüfte? — Der

„galizischen Finsternis", von der an anderer Stelle der heutigen Nr. die Rede ist. Die gesammelten Schriften Härzberg-Fränkels sind, wenn wir nicht irren, bei Wilh. Jacobsohn in Breslau erschienen.

**) Eine Art Burnus mit Pelzverbrämung, die jedoch eben so gut in heißen Sommertagen getragen zu werden pflegen.

Schleier fällt über das Gesicht der Braut, der Bräutigam spricht andächtig die diktierte Formel, er drückt den Ring auf den dargereichten Finger, er nippt durstig vom Weine nach einem Hungertage, er sprengt den Kelch in Scherben, daß klirrend die Stücke springen, und ist mit einem Fuß im Cheder, mit dem andern im Ehestand! Es war höchste Zeit; siebzehn Jahre! War doch sein Vater fünfzehn jung, als er unter der Chuppe stand, die Mutter sechzehn geworden, als sie ihn unter dem Herzen trug. Ach, das Geschlecht artet aus!

* * *

Die Jahre gehen schnell dahin und schleifen uns nach. Mendels Eltern sind heimgegangen ins Reich der Schatten, der Furcht und der Erwartung, in jenes Reich, wohin sich die Hoffnung zurückzieht, wenn sie hier ermüdet, wohin die Frömmigkeit ihre Schätze trägt und der Glaube den Lohn für weltliche Entsagung sucht. Betrübt, hilfslos und unbeholfen, auf sein eigenes Unvermögen angewiesen, blieb Mendele zurück; er hatte bisher nie Sorge gekannt, nie an die Gegenwart und Zukunft gedacht, er hatte es den Eltern überlassen, für ihn zu sorgen und zu arbeiten; jetzt, da sie heimgegangen waren, stand der Sohn planlos da, ohne zu wissen, was er beginnen und unternehmen solle. Er hatte nichts gelernt als den Talmud, und das ist kein Brotstudium, er weiß nichts als diesen, und das nährt nicht den Mann. Doch hat der gute Vater für sein gutes Kind gesorgt und gespart; altes Silbergerät, alte und neue Münzen, Kleider mit Seide und Pelz, Hausgeräte in Kupfer und Messing blieben dem Erben zurück, der die alten Sachen zum Trödler trug und den Erlös in den Kasten schob. Leider kannte er keine Mittel, die toten Klumpen zu beleben und das Erz wachsen zu machen, und er schöpfte seinen täglichen Bedarf aus der gefälligen Truhe, er schöpfte so lange und unverdrossen, bis er eines schönen Wintermorgens vor der offenen Lade stand und hineinsah, ohne nur eines jener zauberstarken Plättchen zu entdecken, die eine so magnetische Kraft besitzen. In der Truhe war kein Geld, im Hause kein Brot, im Ofen kein Holz, der Schnee schlug an die Scheiben, der Wind heulte im Kamine, Mendel, sein Weib und die Kleinen zitterten vor Frost und Hunger — er aber, er sagt kein Wort, daß das Weib geifert, daß die Kinder schreien, der fromme Mann zuckt mit den Achseln, „was Gott thut ist wohl gethan," spricht er und geht. Wohin? In die Klause, wo die Armut und die Frömmigkeit, die Entsagung und das Gottvertrauen wohnen, wo die Pietät die Dürftigen aufsucht, wenn sie Wohltaten in der Stille ausüben will, wohin das gottfürchtende Glück seinen lauten Dank und das Unglück seinen stillen Schmerz trägt, und wo jene ihr Leben hinbeten, die in der Welt nichts zu suchen und nichts zu verlieren haben.

* * *

Der Gottesdienst ist zu Ende, heim wallten die Beter und still und leer ist's im Gotteshaus, wo eben noch hundert Kehlen laut ihre Morgengebete in den Himmel riefen. Die Lichter sind heruntergebrannt, die den heimgeschiedenen Seelen Tag und Nacht brennen, oder nur mit trübem Scheine den Jahrestag ihres Todes feiern. Ständer und Bänke stehen in einander geschoben, die Besucher, die da waren, sind eben so eilig gegangen, als sie eilig kamen, ihre Gebete zu verrichten; denn für alle hat die Zeit einen Wert und eine Flucht. Nur Einer sitzt da, für den sie beides nicht hat, der Einzige, der aus der enteilenden Menge zurückblieb und Aug' und Sinn in ein gewaltiges Buch vergräbt. Die verrinnende Zeit, die entflohenen Beter, Weib und Kind daheim, die Sorgen des Lebens, alles ist vergessen. Was geht ihn, den Klausner, die Welt an, die draußen kocht und braust und siedet wie im Hexenkessel, was gehen ihn die Leute an, die emsig an den Maschinen arbeiten und sie mit ihrem Blut treiben? Sein Herz ist Gott geweiht und sein Geist den Lehren, die Jahrhunderte in diesem Buche, älter und unvergänglicher als die Gräber der Pharaone, aufgehäuft, und die jetzt wie uralte Mumien in den papiernen Katakomben ruhen. Als dieser Mann, gelb wie die Pergamentblätter vor ihm, grau wie der Himmel und welk wie das Blatt im Spätherbste, alt geworden vor der Zeit aus Mangel an Luft, Bewegung und Sonnenschein — als dieser Mann seine Eltern verlor und ihre Hinterlassenheit, als er brot- und hilflos dastand, da hat sich ihm die Thüre dieser Klause geöffnet, in der er einen Tag wie den andern beschaulich und erbaulich, betend und duldend lebt, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in trüben und heiteren Tagen, in bitteren und fröhlichen Stunden. Das stets offene Gotteshaus nahm ihn auf mit all' seinem Elend, und die Pietät der täglichen Beter streute ihre Brosamen in die Hand des armen Mannes, der Kadisch sagt für die Toten und Psalmen für die Sterbenden, ein Lächeln hat für den Frohen und ein Trostwort für den Betrübten.

Bei allen Anlässen, bei denen der Christ die Glocke zieht und der Jude das Licht anzündet, wird der Klausner gerufen; der Fromme kommt zu ihm und auch der Aufgeklärte, denn in Stunden der Not kehren sich alle Menschen mit gleicher Aengstlichkeit dem Glauben zu. So oft im Schoße einer Familie eine Krankheit erscheint und ein Leben bedroht, wenn der Arzt resigniert und die Lieben weinen, wird dieser Mann gedungen, Psalmen zu singen und Gebete zu sagen, auf daß die göttliche Gnade das Unglück vom Hause abwende. Und ist der Schlag gefallen, und hat die Knochenhand des Todes ein teures Haupt gemäht, so wird wieder an dem Strange dieser Glocke gezerrt, so muß der Klausner bei der Leiche betend wachen und für die Ruhe der heimgegangenen Seele den Himmel stürmen. Er betet an der Wiege des neugeborenen Kindes, das kaum die Augen dem Lichte öffnete, wie am Bette des Sterbenden, der sie dem Lichte schließt; mit demselben Gleichmut, mit dem er an die Wiege tritt, steht er am frischgeschaufelten Grabe, geht er zum Hochzeitsschmaus wie zur Leichenwacht. Er hat so viel Elend gesehen, er hat so viel Jammer gehört, er war oft Zeuge so vieler Thränen und so vielen Wehs, er sah so viele Menschen zuckend aus dem Leben scheiden, daß sein Herz nichts mehr ist als eine Scholle, in welche die Freude ihre Blumen pflanzen und der Schmerz seine Toten betten kann — daß seine Brust nichts ist als eine Kammer, die sich putzen läßt beim Feste und schwarz umhängen am Trauertag! Die Gebete sind es, die er überall hinträgt, will doch der Mensch leben, verlangen doch die Kinder Brot.

Und Zeiten giebt es, in denen die Geschäfte dieses Mannes blühen! Wenn eine Seuche würgend kreist und schnell unter

den Lebenden aufräumt — dann adieu Klause und Foliant, da giebt's Arbeit, Arbeit! Da zögern die Sterbenden nicht und die Totengräber sind schnell. In allen Häusern hört man Klagen und Gebete und überall ist der Mann der Klause der notwendige Gast; seine Arbeit hier gethan, erwartet ihn eine gleich traurige im Nachbarhause. Wo die Seuche, der Arzt und der Jammer über die Schwelle treten, da tritt auch der Klausner ein, ihr steter Begleiter. Geld regnet es so zahlreich wie Thränen; der Mann könnte reich werden, wenn seine Familie weniger groß wäre. Ueberdies hat Reb Mendele eine erwachsene Tochter — Töchter wachsen schnell in den Augen frommer Eltern — eine vierzehnjährige Jungfrau, für die der Vater Heller zu Heller, Pfennig zu Pfennig sammeln muß, um das Kind an den Mann zu bringen. Wer heiratet heutzutage ohne Geld, und wenn es selbst Reb Mendeles Tochter ist? Wie oft hat der arme Vater die Hände zum Himmel erhoben und die Mutter schlaflose Nächte hingeweint, als sie an die alternde Tochter dachten, die noch keinen Mann gefunden! „Sorg' nicht, Gott wird helfen," tröstete zuweilen der glaubensstarke Vater die Frau, als diese die Zukunft schwarz malte, Mirlen alt werden sah ohne Gatten. Und Gott hat geholfen! Eines Tages tritt der Klausner — ein dort selten gewordener Gast — in seine Wohnung.

„Chane!" ruft er, obschon er hart neben seiner Frau steht, „Chane!"

„Was willst Du, Mendel?"

„Freue Dich, Weib, Mirl wird heiraten!"

„Hast Du heute viel Kidusch gemacht[1]) oder in der Lotterie gewonnen?"

„Nein, aber Mirl wird doch heiraten."

„So sprich denn! Du kannst ja einem das Leben nehmen!"

„Kennst Du Reb Jitzchock, den Parneß-Chodesch?"[2])

„Ja, ja, so rede doch!"

„Reb Jitzchock, der Parneß-Chodesch, kömmt heute zum Schachrißgebet, er hat sehr geweint beim Dawnen, denn sein Weib starb ihm an der Cholera und sein Kind liegt krank darnieder, dann bestieg er den Almemor und rief: „Noch würgt die Seuche — unsere Außenwände sind mit Kohlen schwarz bestrichen, an unsere Thüren schrieben wir die Worte: „Nicht zu Haus,"[3]) die Sünder haben Buße gethan, und Frauen und Kinder tragen Amulette aus der Hand des Meseritscher Rabbi; ein Milotsche starb,[4]) und die Seuche würgt noch immer! Der Rabbi sagt, man soll einen armen Bocher mit einem gleichfalls armen Mädel verheiraten und die Chuppe auf den Friedhof stellen, denn eine Hochzeit zwischen Gräbern beschwichtige Gottes Zorn und die Seuche. Ich werde, fuhr Reb Jitzchock fort, Kleider geben für Braut und Bräutigam, ich werde Geld sammeln für beide, wenn sie ihre Vermählung auf der Trauerstätte begehen wollen." „Nun, was meinst Du, Chane?"

[1]) Euphemismus für „trinken".

[2]) Vorsteher

[3]) Mittel, die der Volkswahn in Galizien und Russisch-Polen anwendet, der Epidemie den Eintritt zu sperren.

[4]) Es ist kein gutes Omen für das baldige Aufhören der Seuche, wenn ihr ein Totengräber erliegt.

„Was soll ich meinen, Mendel — Du denkst an unsere Mirl leben?"

„Ja. Kennst Du den Jischiwa-Bocher[5]) Zabel?"

„Arm wie eine Kirchenmaus, aber fromm und ehrlich."

„Reb Jitzchock wird schon für die Kinder sorgen, und die ganze Khille wird beitragen, Kleider sowohl als Geld; das ist nicht mehr unsere Sache."

„Freilich, Mirl wird älter. Thu' wie Du verstehst."

Im Besitze der Vollmacht seiner Frau, ohne die Tochter zu fragen, die die wenigste Stimme bei Entscheidung ihres Geschickes hat, eilt Mendele zum Parneß Chodesch Reb Jitzchock, der arglose Zabel wird im Triumph geholt, die Verabredung ist schnell und kurz, denn es eilt sehr, und die Verbindung ist geschlossen!

* * *

Die Sonne brennt heiß am Sonnenhimmel, und die Schnitter mähen auf dem goldigen Felde die fruchtreichen Halme — ohne Sang und Klang; selbst die Sense scheint die Steine zu meiden, um keinen hellen Ton zu geben und wirft die Garben lautlos nieder; selbst der Vogel am Baume hat lange nicht gesungen und das Echo schon lange keine Melodie gelernt. Die Straße, die sich weiß durch die Felder schlängelt und so vieles reges Leben zu tragen pflegte, ist tot; kein Geher und kein Reiter, kein Wagen und keine Rosse. Der schmale Fußsteig allein, der sich aus der nahe liegenden Stadt bis zu dem weiß umrahmten Gottesfeld, wo Leichen gesäet und Hoffnungen geplanzt werden, hinzieht, trägt einiges Leben, — das Leben des Todes! Dunkle Gruppen schreiten schweigend mit schwarzer Last — wieder ein Gast für die Mutter Erde, die so viele heimgebeten! Es klirren keine Geldbüchsen, es fordern keine Rufer zum Geben auf; wer geben kann, giebt jetzt willig genug, und ach, mancher laute Rufer ist stumm geworden! Der Tod geht ohne Gepränge, ohne Gefolge, ohne Nachruf den letzten Gang; die Furcht stäubt die Massen auseinander und der Schrecken hat alle Zeremonien niedergetreten.

Urplötzlich bricht ein fremder, wilder Ton ins finstere Schweigen. Die Schnitter halten erschrocken in ihrer Arbeit inne, die stummen Bahrenträger schauen zurück — ein Zug wälzt sich mit wildem Lärm heran, alles folgt, was Fanatismus und Aberglauben im Herzen trägt, was sich betäuben will, alles was begierig ist im Wohnhofe des Todes ein Bild des Lebens zu sehen. Und Musik jubelt drein, als gälte es, die Gestorbenen alle aus dem schweren Schlaf zu wecken. Die Hochzeit ist es, die draußen auf dem Friedhofe gefeiert werden und die verheerende Seuche beschwören soll. Die Braut ist prächtig geschmückt und auch der Bräutigam geputzt, sie lächeln, die Unglücklichen, sie glauben ein gottgefällig Werk zu üben!

Jetzt tritt der groteske Zug ins schwarze Thor, offen wie der Rachen eines gefräßigen Ungeheuers — die Musik schweigt, die Spieler hören, obschon weinerhitzt, unwillkürlich auf, an der Schwelle des Todes, wo Verwesung Blumen treibt und

[5]) Ein junger Mensch der in der Klause dem Talmudstudium obliegt.

die Stauden und die Bäume in ihrer den Gebeinen Eltern wurzeln. Die tollsten Lärmer werden still angesichts der vielen frisch geschaufelten Hügel, der vielen offenen Gräber, der vielen harrenden Leichen und der vielen Jammergestalten, die ihren teueren Hingeschiedenen zur letzten Ruhestätte weinend nachgestiegen. Der geputzte Bräutigam lächelt nicht mehr und nicht die geschmückte Braut, denn die Wirklichkeit ist schrecklicher als das Bild!

Die Chuppe wird aufgespannt und die heilige Handlung beginnt. Wer hier jubeln wollte im Angesichte des Todes und des Schreckens beim besiegelten Bunde zweier Herzen? Die früher so lärmende Menge schweigt, wie der Ort, wie die Gräber zu ihren Füßen; sie drängt sich, von Angst und Ahnung beschlichen, näher aneinander und wissen nicht, die Unglücklichen, daß je dichter der Knäuel, desto größer die Gefahr. Was gäben viele darum, nicht prahlerisch dem Zuge gefolgt zu sein.

Die Zeremonie ist jetzt vorüber, die Mutter küßt ihre Tochter und der Vater umarmt seinen Eidam. Doch hilf, Himmel! Ihm ist sehr übel, denn er wankt — sein Gesicht färbt sich fahl — die Augen sinken zusehends ein — ein Krampf bricht den armen Körper zusammen — armer Klausner! Du hast so viele hinaustragen helfen auf dies Feld und ihnen nachgebetet in die offene Gruft, Du hast deine eigene Tochter furchtlos hinausgeführt und Dich nicht gescheuet einen so frohen Tag zwischen Gräbern zu begehen — Dein Geschick hat Dich ereilt, Du starbst wie Du gelebt an heiliger Stätte, auf gemeinschaftlicher Erde, umgeben von menschlicher Hilfe, die nicht helfen kann, die dort Dich nicht dem Elend und hier nicht dem Tode entreißen konnte. Fahre denn wohl, und wenn lange Jahre hingegangen, wenn deines Kindes Kind groß geworden und wieder die Seuche ihre Opfer würgt, führt dann dein Enkel vielleicht seinen Sohn auf den Friedhof hinaus zur Hochzeitsfeier — denn der Aberglaube stirbt niemals aus!

Der König der Schnorrer.

Von J. Zangwill.

9] Nachdruck untersagt.

Das Herz des Schnorrers fing an wild zu klopfen. Er legte eine Hand auf die Lehne des einzigen, noch übrigen Stuhles.

„Mit Vergnügen," sagte er ebenso liebenswürdig.

„Dann geht nach Hause und eßt Euer Mittagessen," sagte der Rabbi.

An Stelle des wilden Herzklopfens trat eine totenähnliche Stockung. Ein Schauer lief über Jankeles Rücken. Er warf einen flehenden Blick auf Manasse, der unergründlich vor sich hinkicherte.

„O, wie darf ich weggehen? Ihr habt ja dann keinen Dritten zum Benschen," sagte er in prophetisch vorwurfsvollem Tone. „Da ich schon einmal da bin, wäre es eine Sünd, nicht zu bleiben."

Der Rabbi war, da er in einer gewissen Verbindung mit der Religion stand, in die Enge getrieben; wenn sich eine solche Gelegenheit bot zur frommeren Art des Benschens, die die Anwesenheit dreier Männer erfordert, durfte er sie nicht zurückweisen.

„O, es soll mich freuen, wenn Ihr bleibt," sagte der Rabbi, „aber leider haben wir nur drei Fleischteller."

„O, bitte, die Schüssel genügt für mich."

„Also gut," sagte der Rabbi.

Mit dem früheren wilden Herzklopfen ergriff Jankele den vierten Stuhl und warf dem noch immer kichernden Manasse einen triumphierenden Blick zu.

Die Wirtin, die optischen Signale ihres Gatten mißverstehend, erhob sich und fischte aus der Tiefe eines Schrankes Messer und Gabel hervor. Der Wirt — weniger aus Unhöflichkeit, als aus lebenslänglicher Gewohnheit — häufte zuerst seinen eigenen Teller mit künstlich gefärbten Kartoffeln und Fleisch an und teilte dann den Rest zwischen Manasse und der kleinen Frau in ungleiche, ungefähr mit ihrer Größe übereinstimmende Portionen. Schließlich reichte er Jankele die leere Schüssel.

„Ihr seht, es ist nichts übrig geblieben," sagte er einfach. „Wir haben nicht einmal einen Gast erwartet."

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst," bemerkte Manasse mit einem sphynxartigen Ausdruck, während er über die Speisen herfiel.

Jankele saß erstarrt da; er stierte auf die Schüssel, und sein Gehirn war ebenso leer wie diese. Er hatte verloren. Ein solches Mittagessen war der blanke Hohn — so blank wie die Schüssel. Eine oder zwei Minuten saß er wie im Traume da, während die Musik der Gabel und Messer spöttisch in sein Ohr klang, und der köstliche Geruch seinen hungrigen Gaumen feuchtete. Dann schüttelte er seine Betäubung ab und sein ganzes Wesen spannte sich verzweifelt an, um eine Idee zu suchen. Manasse unterhielt sich mit seinem Wirt über neuhebräische Litteratur.

„Wir wollten in Grodno eine Zeitung gründen," sagte der Rabbi, „aber die Kapitalien —"

„Seid Ihr denn aus Grodno?" fiel Jankele ein.

„Ja, ich bin von dort gebürtig, aber schon seit zwanzig Jahren von dort fort," murmelte der Rabbi. Er hatte den Mund voll und hörte nicht auf, Messer und Gabel zu gebrauchen.

„Ah, dann müßt Ihr ja der berühmte Maggid sein, von dem Alle erzählen," rief Jankele enthusiastisch. „Ich selbst kann mich nicht auf Euch erinnern, denn ich war damals ein Bub, aber Alle sagen, heutzutage giebt es keinen solchen Maggid mehr."

„In Grodno hatte mein Mann eine Branntweinschenke," fiel die Wirtin ein.

Eine Viertelminute lang herrschte ein peinliches Schweigen. Zu Jankeles Erleichterung unterbrach es der Rabbi, indem er bemerkte: „Ja, aber der Herr (Ihr werdet verzeihen, wenn ich Euch so nenne, aber Euer Name ist mir nicht bekannt) meint zweifellos meinen Ruhm als Maggid-Wunderkind. Mit fünf Jahren predigte ich vor vielen Hunderten, und meine Behandlung der Bibelstellen, die Art und Weise, wie ich sie deutete, daß sie etwas anderes meinten, als sie sagten, entlockte selbst achtzigjährigen Greisen, die von der frühesten Kindheit an mit der Thora vertraut waren, Thränen.

Es hieß, daß seit Ben Sira noch nie ein solches Wunderkind existiert hatte."

„Aber warum habt Ihr es aufgegeben?" fragte Manasse.

„Es hat mich aufgegeben," antwortete der Rabbi, indem er Gabel und Messer niederlegte, um einen alten Kummer zu erklären. „Ein Wunderkind kann nicht mehr als ein paar Jahre ziehen. Bis zu meinem neunten Jahre ging es noch immer, aber jedes Jahr wurde das Wunder geringer, und als ich dreizehn Jahr alt war, machte meine Barmizwah-Predigt nicht mehr Aufsehen, als die vieler anderer Knaben, denen ich die Reden geschrieben hatte. Ich bemühte mich noch einige Zeit, so knabenhaft als möglich zu bleiben, aber es war verlorene Müh. Mein Alter trug den Sieg über mich davon. Es steht ja geschrieben: „Ich war jung, und jetzt bin ich alt." Vergeblich verfaßte ich die beredtesten Predigten, die je in Grodno gehört wurden, vergeblich hielt ich einen Kursus über die Gefühle ab mit Erklärungen und Beispielen aus dem täglichen Leben — das unbeständige Publikum zog jüngere Kräfte vor. Darum gab ich es endlich auf und verkaufte Schnaps."

„Ein Jammer, ein Jammer — nachdem Ihr in der Thora berühmt gewesen seid," rief Jankele.

„Was soll man thun? Man bleibt nicht immer ein Knabe," antwortete der Rabbi. „Ja, ich hatte einen Branntweinladen. Das nenne ich Erniedrigung. Aber in Gilead ist immer Balsam. Ich verlor bei dem Geschäft so viel Geld, daß ich nach England auswandern mußte, und hier ward ich, da ich nichts anderes zu thun fand, wieder Prediger."

Er goß sich, das Wasser ignorierend, ein Glas Schnaps ein.

„Ich habe von dem Schnapsladen nie etwas gehört," sagte Jankele. „Er ist in Eurem früheren Ruhm untergegangen."

Der Rabbi leerte sein Glas Schnaps, schnalzte mit den Lippen und griff wieder zu Messer und Gabel. Manasse langte nach der Flasche, die ihm nicht angeboten worden war, und bediente sich reichlich. Der Rabbi entfernte die Flasche unauffällig aus dem Bereiche seiner Hand und blickte dabei Jankele an.

„Seid Ihr schon lange in England?" fragte er den Polen.

„Noch nicht lange," sagte Jankele.

„Leidet Gabriel, der Chasen, noch immer so viel am Rheumatismus?"

Jankele blickte traurig drein. „Nein — er ist tot," sagte er.

„Lieber Gott! Nun, er war schon ein alter Mann, als ich ihn kannte. Wenn er den Schofar blies, klang es jedes Jahr schnaufiger. Aber wie geht es seinem jüngsten Bruder Samuel?"

„Er ist tot," sagte Jankele.

„Was, der auch! Er war ja so ein kräftiger Mann. Hat Mendelsohn, der Steinmetz, noch viele Mädchen bekommen?"

„Er ist tot," sagte Jankele.

„Unsinn," keuchte der Rabbi, Messer und Gabel fallen lassend. „Ich habe ja erst vor ein paar Monaten von ihm gehört."

„Er ist tot," sagte Jankele.

„Gott steh' mir bei! Mendelsohn tot!" Nach einem Augenblick der Rührung setzte er seine Mahlzeit fort. „Aber seinen Söhnen und Töchtern geht es hoffentlich gut? Der Aelteste, Salomon, war ein sehr frommer Junge, und seine dritte Tochter, Nechamah, versprach eine seltene Schönheit zu werden."

„Sie sind tot," sagte Jankele.

Diesmal wurde der Rabbi selbst so bleich wie ein Toter und legte automatisch Messer und Gabel nieder.

„T—tot," keuchte er entsetzt. „Alle?"

„Alle. Die ganze Familie ist weggerafft worden von derselben Cholera-Epidemie."

Der Rabbi bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Dann ist also die Frau des Salomon eine Witwe. Hoffentlich hat er ihr genug hinterlassen, daß sie davon leben kann."

„Nein, aber es macht nichts," sagte Jankele.

„Doch, es macht sehr viel," rief der Rabbi.

„Sie ist tot," sagte Jankele.

„Rebekka Schwarz tot!" schrie der Rabbi, denn er hatte einst selbst das Mädchen geliebt und empfand, da er sie nicht geheiratet hatte, noch immer eine gewisse Zärtlichkeit für sie.

„Ja, Rebbekka Schwarz," wiederholte Jankele unerbittlich.

„Auch an der Cholera?" stammelte der Rabbi.

„Nein, an gebrochenem Herzen."

Rabbi Pöckelhäring schob schweigend seinen Teller fort und stützte in traurigem Sinnen die Ellbogen auf den Tisch, das Gesicht in seine Handflächen und das Kinn auf die Schnapsflasche.

„Aber Ihr eßt ja nicht, Rabbi," sagte Jankele schmeichelnd.

„Ich habe den Appetit ganz verloren," sagte der Rabbi.

„Aber es ist ja schade, das Essen kalt werden zu lassen! Eßt es lieber!"

Der Rabbi schüttelte mürrisch den Kopf.

„Dann werde ich es essen," rief Jankele empört. „Ein so gutes, heißes Essen!"

„Meinetwegen," sagte der Rabbi matt.

Und Jankele begann mit Blitzesschnelle zu essen, indem er nur innehielt, um dem unergründlichen Manasse zuzublinzeln, oder der unerreichbaren Schnapsflasche, auf der das Kinn des Rabbi ruhte, sehnsüchtige Blicke zuzuwerfen.

Plötzlich schaute der Rabbi auf; ein Verdacht stieg in ihm auf.

„Seid Ihr auch sicher, daß alle diese Leute tot sind?" fragte er.

„Mein Blut soll vergossen werden, wie dieser Schnaps, wenn sie es nicht sind," rief Jankele, die Flasche an sich reißend und stürmisch den Branntwein in ein Glas gießend.

Der Rabbi versank wieder in sein trübes Sinnen und blieb so sitzen, bis seine Frau eine große Porzellanschüssel mit gekochten Pflaumen und Aepfeln hereinbrachte. Diesmal setzte sie vier Teller auf, und so beendete Jankele sein Mahl in der unangezweifelten Stellung eines Gastes erster Klasse. Der Rabbi hatte sich mittlerweile genügend erholt, um in schwermütigem Schweigen mit zwei Tellern voll Aepfel und Pflaumen zu spielen; aber sein Schweigen brach er nicht, bis sich sein Mund unwillkürlich öffnete, um das Tischgebet zu sprechen.

Als das Gebet zu Ende war, wandte er sich zu Manasse und sagte: „Worin besteht also das Mittel, das Ihr mir anraten wollt, um einträgliche Verbindungen mit den Sephardim zu bekommen?“

„Inderthat, ich wunderte mich, warum Ihr Eure Praxis als Trostprediger nicht auch auf die spanischen Juden ausdehnt,“ antwortete Manasse ernsthaft. „Aber nachdem wir soeben gehört haben, daß die Sterbeziffer der Juden in Grodno so groß ist, würde ich Euch den ernstlichen Rat geben, dorthin zurückzukehren.“

„Nein, sie können nicht vergessen, daß ich einmal Knabe war,“ antwortete der Rabbi mit demselben Ernst. „Die spanischen Juden sind mir lieber, sie sind alle wohlhabend. Vielleicht sterben sie nicht so oft wie die Russen, aber sie sterben sozusagen besser. Ihr wollt mir also Empfehlungen geben und mit Eueren vornehmen Freunden von mir sprechen, wenn ich Euch recht verstanden habe.“

„Recht verstanden?“ wiederholte Manasse mit würdigem Erstaunen. „Ihr habt mich nicht recht verstanden, ich werde nichts dergleichen thun.“

„Aber Ihr habt es mir ja selbst vorgeschlagen,“ rief der Rabbi aufgeregt. (Fortsetzung folgt)

Brief- und Fragekasten.

Geehrte Redaktion! Eine Frage in Nr. 19 Ihrer w. Zeitschrift veranlaßt mich zu nachstehender Erwiderung. Vor allem möchte ich meinem Befremden Ausdruck geben, daß der Fragesteller hinter dem Gebrauche „am Sederabende beim Herzählen der 10 Plagen den Finger in den Becher zu tauchen und einen Tropfen Wein zur Erde zu sprengen“, Aberglauben wittert. Weiß denn der Fragesteller nicht, daß das Judentum den Aberglauben mit dem Götzendienst gleichstellt? Wir dürfen daher das Zutrauen zu unseren gelehrten Vorfahren haben, daß sie keinen Gebrauch einführten, der nur im Entferntesten an Aberglauben grenzt. Vielmehr ist es zu bedauern, daß oft der tiefe Sinn, welcher in den alten Gebräuchen liegt, vielen unverständlich ist. מנהג של ישראל תורה היא. Von den verschiedenen Erklärungen, welche es über den in Rede stehenden Gebrauch giebt, will ich nachstehende anführen. Ein Hauptgrundsatz, ein כלל גדול בתורה ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Ja sogar den Feinden sollen wir Gutes thun. „Wenn dein Feind fällt, so freue dich nicht u. s. w.“ lautet ein anderer Spruch der Propheten. In der Sedernacht erzählen wir von der wunderbaren Erlösung aus Egypten und von den großen Strafgerichten, welche an den Peinigern vollzogen wurden. Hätte Pharao sich nicht so hartnäckig geweigert, die Israeliten ziehen zu lassen, so wären ihm die 10 Plagen erspart geblieben. Wir sollen daher keine Freude, vielmehr das Gefühl des Bedauerns empfinden, daß die gütige Vorsehung gleichsam gezwungen war, an Pharao und Egypten die 10 Plagen zu verhängen. Diesen Gedanken veranschaulichen wir dadurch, indem wir bei der Erwähnung einer jeden Plage den Finger in den gefüllten Becher tauchen und diesen um einen Tropfen vermindern. Vielleicht leuchtet diese Erklärung, deren es noch mehrere giebt, ein. L. B., Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.